Lfd. Nr. 12



Mennonitische Volkswarte



Dezember

P. S. Hildebrand

1935 1. Jahrg.

Warte=Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John: Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH — MANITOBA — CANADA

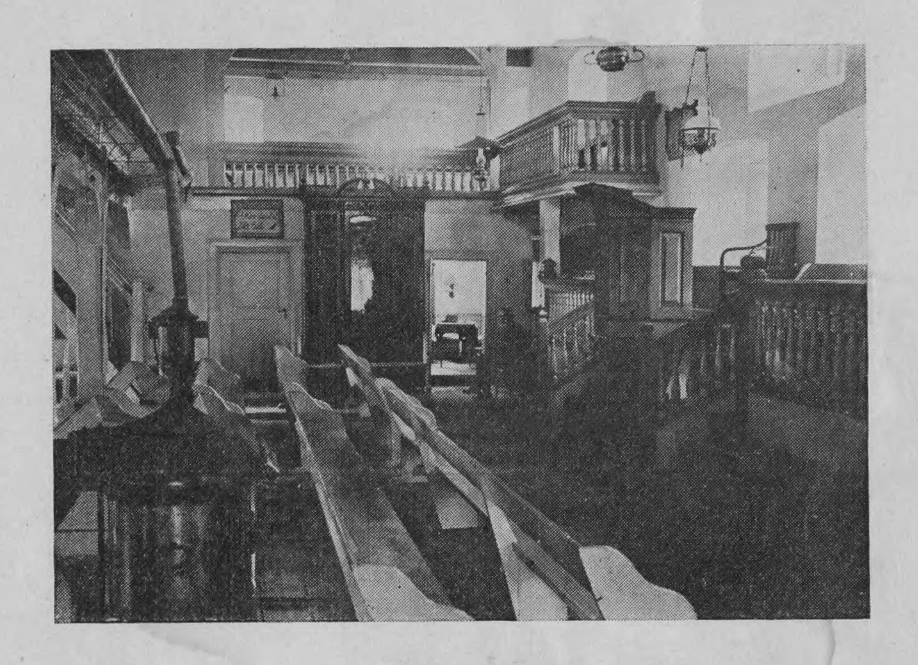
Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des Dezember-Heftes

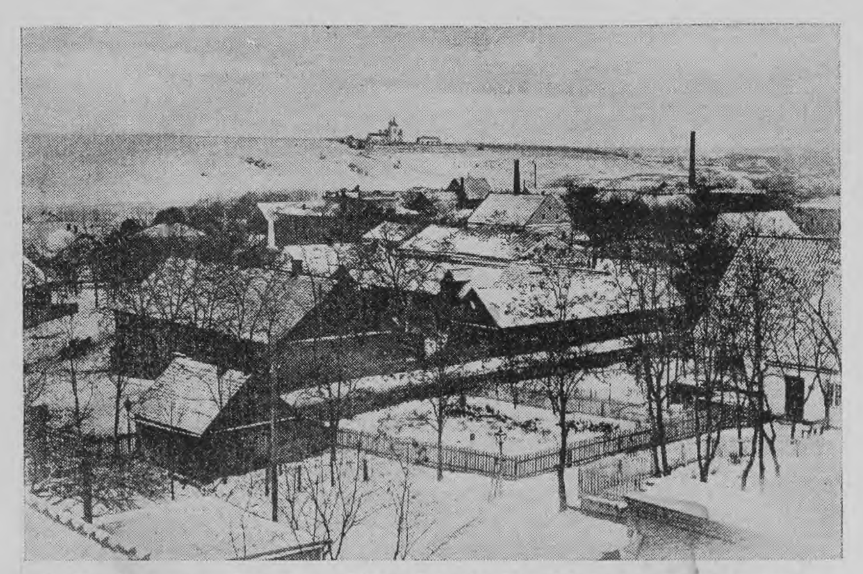
Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

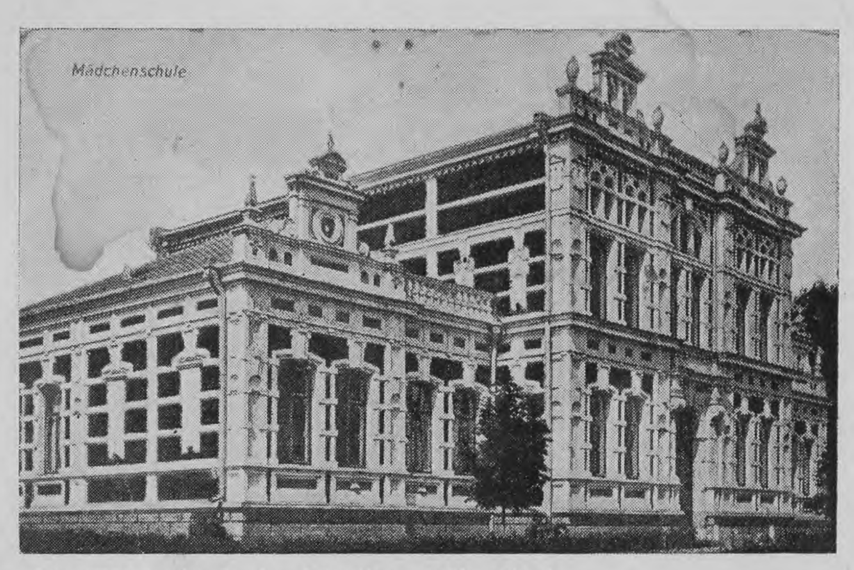
Heft 12 Dezember 1935 Jahrg. 1



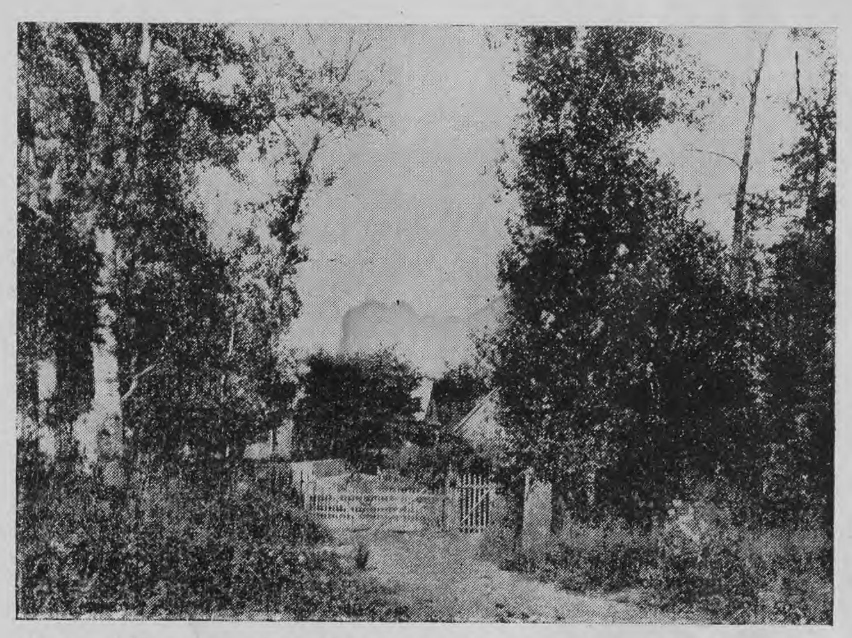
Innenansicht der Kirche zu Chortitza, Südrußland. Am 6. Oktober 1935 wurde in Chortitza das 100-jährige Jubiläum dieser Kirche gefeiert. Sie ist gegenwärtig die einzige, die noch nicht geschlossen ist. (Man lese zu den ersten 6 Bildern in diesem Hefte die „Plaudereien aus der alten Heimat" von Frau M — l, ebenfalls in dieser Nummer.)



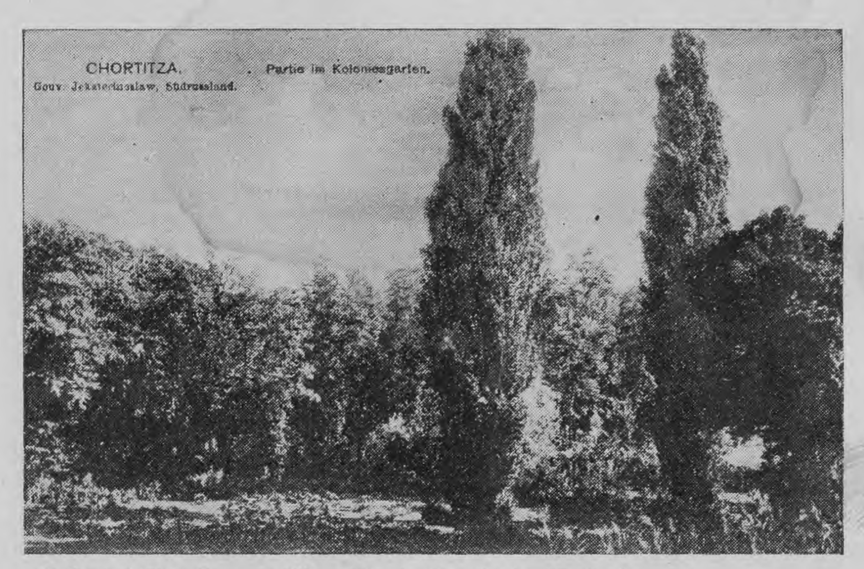
Teilansicht von Chortitza, Südrußland. Im Hintergrund die russische Kirche.



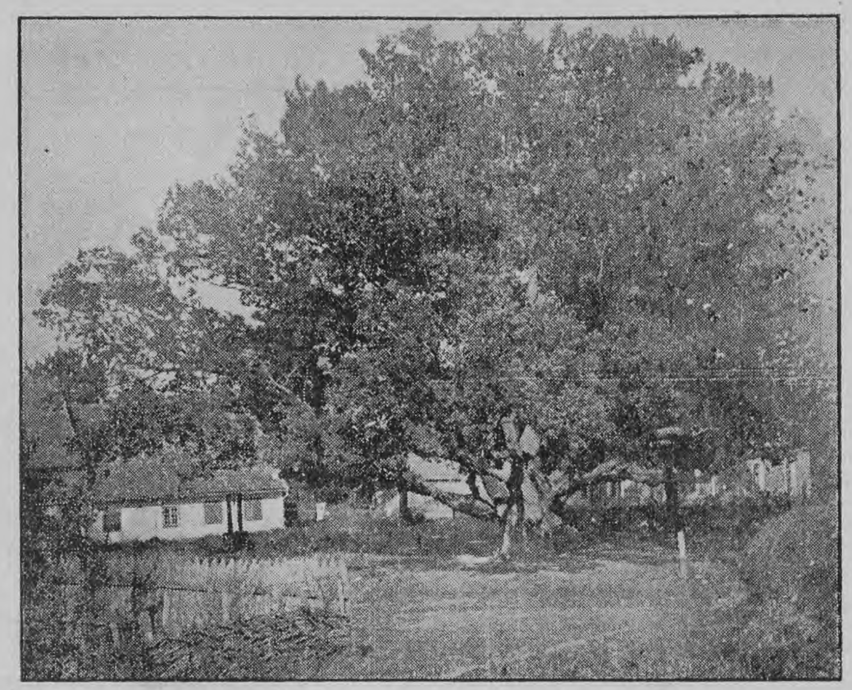
Die Mädchenschule in Chortitza, Südrußland.



Rosental-Chortitza, Südrußland. Eingang zum Koloniesgarten.



Rosental-Chortitza, Südrußland. Partie im Koloniesgarten.



Die sogenannte „100-jährige Eiche“ in Chortitza, Südrußland. Sie muß aber bedeutend älter sein; denn schon vor 30 Jahren führte sie diesen Namen.



Abschiedsfest des 1. Harbiner Transports (von Harbin nach Paraguay) auf dem französischen Dampfer „Groix“. Der Gruppenführer J. Siemens dankt mit Händedruck dem Schiffspersonal

Die Mennoniten unter den preußischen Königen

Von G. Mannhardt*)

Das 200-jährige Jubiläum des preußischen Königtums, welches im Anfang des Jahres 1901 gefeiert wurde, legt den Mennoniten die Frage nahe, wie sich die Hohenzollern in ihren Landen unserer Vorfahren angenommen haben. Freilich gehörten die meisten unserer Glaubensgenossen, die heute preußische Untertanen sind, vor 200 Jahren noch nicht in den Bereich des Hohenzollern-Scepters.

Westpreußen mit Danzig und Thorn stand damals unter polnischer Herrschaft und wurde bekanntlich erst bei der ersten Teilung Polens 1772 eine preußische Provinz; die beiden Städte kamen sogar erst 1793 an Preußen.

Er handelte sich 1701 bei der Krönung des ersten Königs in Preußen also nur um die kleine Zahl von Mennoniten, welche in Ostpreußen, nämlich in Königsberg und in Litthauen ansässig waren. Diese hatten von Anbeginn unter Hohenzollern'scher Herrschaft gestanden, aber sie lebten beständig unter der Gefahr, ausgewiesen zu werden und genossen weder Anerkennung noch verbriefte Duldung. Die Herzöge von Preußen 1525 — 1613 und sodann derer Erben, die Kurfürsten von Brandenburg, erneuerten von Zeit zu Zeit ausdrücklich die Ausweisungsedikte. Doch wurden dieselben nicht tatsächlich zur Ausführung gebracht, man wollte wohl den Mennoniten nur des Oeftern wieder zu Gemüte führen, daß sie als gnädig geduldete Fremdlinge betrachtet würden, welche man jeden Tag über die Grenze bringen könnte, wenn man wollte. In der Praxis freilich haben unsere Vorfahren diese trostlose Stellung nicht so drückend empfunden, wie man glauben sollte; denn um mit äußerster Strenge gegen diese stillen und fleißigen Untertanen vorzugehen, dazu gehörte eine Härte, welche der gutmütige Ostpreuße nicht so leicht aufzubringen vermochte. Die Lage dieser Mennoniten wurde unter dem ersten König von Preußen wesentlich besser.

Hatte schon Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, Teile seines Landes mit solchen Ansiedlern besetzt, welche um ihres Glaubens willen aus anderen Ländern vertrieben waren, so folgte sein Sohn, König Friedrich I., darin seinem Beispiel. Dieser Monarch, von welchem oft gesagt wird, daß er sich wenig um die Regierung seines Landes, dagegen sehr viel um seinen glänzenden Hofhalt und um die Entfaltung großen königlichen Gepränges gekümmert habe, hat in folgendem Stück bewiesen, daß er sich gelegentlich sehr eingehend mit den Bedürfnissen seines Landes und seiner Untertanen beschäftigte. Bekanntlich sind die Mennoniten nirgends so hart verfolgt und so grausam behandelt worden, als in der „freien" Schweiz, ein Zeichen, daß eine republikanisch-demokratische Staatsverfassung an Unduldsamkeit den sogenannten „Tyrannen" nichts nachgibt — im Gegenteil: Die Mennoniten haben viel eher bei Fürsten und selbst bei katholischen Bischöfen (z. B. bei Danzig) Duldung und Schutz gefunden, als bei freien Städten und in der Eidgenossenschaft der Schweizer.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts, wo die Mennoniten in den übrigen Ländern, wenn auch unter dem Druck

*) Abgedruckt aus dem Gem. Kalender 1902 der Conferenz badisch-pfälzischer Mennoniten.

der bloßen Duldung und unter mancher Anfechtung lebten, aber doch nicht mehr um ihres Glaubens willen verfolgt und eingekerkert wurden, hat sich die Schweiz den traurigen Ruhm gesichert, diese stillen Untertanen aus dem Lande zu treiben und eine ganze Anzahl einzukerkern, auf die Galeeren zu schicken oder zur Deportation nach Indien zu verurteilen.



König Friedrich I. von Preußen.

Da eröffnete 1710 Friedrich I. den bedrängten Schweizer Taufgesinnten eine Zuflucht in seinem ostpreußischen Gebiet, besonders in der Litthauischen Niederung bei Tilsit, und zwar mit Zusicherung voller Wehrfreiheit und Duldung ihrer Grundsätze. Die im Königl. geh. Staatsarchiv in Berlin vorhandenen Akten zeigen deutlich, mit wie großem Eifer sich der König dieser Sache persönlich widmete. Er ging dabei Hand in Hand mit der holländischen Regierung, welche sich ebenfalls der Verfolgten mit großer Wärme annahm.

König Friedrich befahl am 3. Mai 1710 seinem Gesandten in Bern, dahin zu wirken, daß die Mennoniten ferner geduldet würden; wenn das dem Kanton nicht anstehe, sei er entschlossen, sie „bei sich zu etablieren". Der König setzte sich auch mit den Mennoniten-Gemeinden im Haag und in Amsterdam in Verbindung, welche ebenfalls sich der bedrängten und vertriebenen Schweizer angenommen hatten, ebenso durch seinen Geschäftsträger, Hofrat Burchardi in Hamburg, mit der dortigen Gemeinde. Er ließ nicht ab, auf die Berner Regierung einzuwirken, bis es ihm gelang, am 26. September folgende Bewilligung zu erlangen:

1. Die Täufer sollten ungehindert abziehen und frei über ihre Güter disponieren dürfen gegen Zahlung eines Abzugsgeldes von 10 pCt. und Mitnahme des Land- und Mannsrechts (d. h. Aufgabe der Heimatberechtigung; den Rückkehrenden wurde an anderer Stelle gedroht, daß sie mit dem Schwerte gerichtet werden sollten).

2. Bern werde die Leute auf seine Kosten bis an die Grenze schaffen und die Armen von da bis Frankfurt beköstigen.

3. Eine Deputation an den König zu erlauben, sei nicht tunlich. Erst wenn die Täufer sämtlich das Land geräumt hätten, dürften sie mit dem König unterhandeln".

Es sind dann mit Hilfe der Amsterdamer, der Hamburger und der Danziger Mennoniten wirklich eine Anzahl jener vertriebenen Schweizer in Litthauen angesiedelt. Freilich lange nicht so viele, als der König wünschte; der durch seinen persönlichen Einfluß sämtlichen Ausgewanderten Pässe besorgte zum freien Durchzug durch Kurmainz, Kurtrier, Kurpfalz, Hessen-Kassel und Köln. Der größere Teil der Verbannten wandte sich nach Holland, einige zogen nach Pennsylvanien. Diejenigen Familien, welche 1711 nach Litthauen zogen, nachdem

drei Deputierte zuvor das dortige Land besichtigt und sehr fruchtbar gefunden hatten, wurden dort vom General von Dönhof und vom Königsberger Hofgerichtsrat von Reuter empfangen. Diese Herren hatten den Auftrag, ihre Ansiedelung mit allem Ernst zu fördern, „weil Se. Majest. Ursache zu haben wünschen, daß dieses Etablissement zum Besten der Mennoniten einen guten Erfolg gewinne".

Auch aus den polnischen Landesteilen, besonders aus dem Elbingischen Gebiet, zog der König Mennoniten nach Litthauen, unter der Zusicherung voller Gewissens- und Werbungsfreiheit; ebenso folgten aus der Culmer Niederung einige Mennoniten-Familien diesem Rufe. Doch während der Verhandlungen starb der Preußenkönig am 25. Februar 1713.

Sein Sohn und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I. (1713 — 1740), ist bekannt als der Soldatenkönig. Was Preußen diesem sparsamen und strengen Herrscher verdankt, lebt in der Geschichte unsterblich fort. Er ist nicht nur der Schöpfer des größeren und tüchtigeren preußischen Heeres und des gewissenhaften Beamtenstandes, sondern er hat auch mit landesväterlicher Fürsorge für die Hebung des Wohlstandes seiner Untertanen gesorgt, soweit das in seinen Kräften stand. Die Verhandlungen, welche sein Vorgänger eingeleitet hatte, um Mennoniten aus dem polnischen Preußen zur Ansiedlung im Königreich Preußen besonders in Litthauen heranzuziehen, setzte er gleich nach seiner Thronbesteigung fort. Er sicherte den Mennoniten freie Religionsübung, den Bau eigener Bethäuser, Befreiung von allen Werbungen und Einquartierung, sogar für ihr Gesinde und erließ auch 1721 nochmals von Berlin aus eine Aufforderung an die in Westpreußen unter polnischem Regiment lebenden Mennoniten-Familien zur Niederlassung in seinen Gebieten. Aber der König hatte bekanntlich eine Leidenschaft, welche seinem sonst so ausgeprägten Gerechtigkeitssinn gefährlich wurde, das war seine Sucht, „lange Kerls" für seine Garde anzuwerben. Zu dem Zweck ließ er seine Werber überall mit Überredung und List oder, wenn's nicht anders ging, auch mit Gewalt jeden jungen Mann, der die erforderliche Größe von 6 Fuß und darüber hatte, zum Rekruten anwerben. Diese Werber scheuten vor keiner Gewaltat zurück. In der Nacht vom 14. zum 15. September 1723 brachen einige Soldaten in die Wohnungen der Mennoniten in Litthauen und ergriffen eine Anzahl groß gewachsener Männer, schleppten sie nach Königsberg und sperrten sie auf der Wache ein, um sie durch Hunger und Durst zum Kriegsdienst willig zu machen. Die litthauische Gemeinde beschwerte sich beim Könige und erreichte auch eine Bestrafung der Übeltäter. Doch konnte der König sich nicht sofort entschließen, die großen Leute frei zu geben. Er ließ 6 davon nach Potsdam bringen, wo sie in harte Zucht genommen wurden. Da aber trotz aller Mißhandlungen keiner von ihnen den Soldatendienst annahm, so siegte in dem König das Gerechtigkeitsgefühl und er schickte sie wieder nach Hause.

Doch behielt er fortan einen Groll gegen die Mennoniten, denn sie hatten bei ihrer Vorstellung erklärt, daß sie das Land verlassen wollten, wenn die ihnen zugesichterte Werbefreiheit nicht gehalten würde. Der König befahl ihnen daher, das Land zu verlassen und so gingen 1724 eine Anzahl mennonitischer Familien nach dem polnischen Preußen zurück. Nur in und bei Königsberg und ebenso in und bei Tilsit blieben noch Mennoniten wohnen, und wenn sie auch in Angst und Sorgen lebten, so wurden sie doch von den Civilbehörden begünstigt, welche ihre Tüchtigkeit kannten und schätzten.

Als daher Friedrich Wilhelm I. am 22. Februar 1732 noch einmal einen Befehl erließ, daß alle Mennoniten innerhalb drei Monaten das Land räumen sollten, reichte die Königl. Kriegs- und Domänenkammer zu Königsberg unter dem 24. März 1732 dem Könige eine Vorstellung ein und erklärte, daß durch die Vertreibung der Mennoniten die Steuerkasse des Landes einen erheblichen Schaden erleiden würde, da die Mennoniten sowohl als Industrielle wie als Ackerbauer dem Lande den größten Nutzen und der Königl. Kasse bedeutende Einkünfte gewährten. Übrigens seien diese Leute durch Zusicherung der Religionsfreiheit ins Land gelockt worden und ihre Zahl sei gering, um dem Staate durch Verweigerung des Wehrdienstes irgend welche Nachteile zu bringen. Der König ließ sich durch diesen Bericht bestimmen, seine harte Ausweisungsordre zurückzunehmen und versprach, ihnen fortan Schutz zu gewähren unter der Bedingung, daß sie Woll- und Zeugfabriken anlegten.



König Friedrich II. von Preußen.

Mit dem großen Könige Friedrich II. begann für Preußen eine ganz neue Zeit. Ich meine damit nicht, daß er durch lange Kriege neue Provinzen eroberte, sondern daß dieser erleuchtete und weitblickende Monarch ganz neue Grundsätze für das Zusammenleben seiner Untertanen aufstellte. Man hat schon oft versucht, sein bekanntes Wort: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Facon selig werden", als ein Merkmal seiner religiösen Gleichgiltigkeit hinzustellen und darin einen gewissen überlegenen Spott gegen alle kirchlichen Sonderbekenntnisse zu finden. In Wahrheit bringt das Wort einen politischen Grundsatz des großen Königs zum Ausdruck, mit welchem es ihm heiligsten Ernst war, den Grundsatz nämlich, daß die Teilnahme an den bürgerlichen Rechten und Freiheiten eines Staatswesens nicht von dem religiösen Bekenntnis abhängig gemacht werden dürfe. Damit war auch für die kleinen Mennoniten-Gemeinden eine ganz andere Grundlage ihrer künftigen Duldung gegeben, als die der Willkür des jedesmaligen Herrschers, mit anderen Worten: sie waren in Zukunft nicht mehr auf die königliche Gnade allein angewiesen, sondern es war ihnen ein ausdrückliches Daseinsrecht in preußischen Landen eingeräumt.

Das kommt schon in dem ersten Erlaß, welchen Friedrich in Sachen der Mennoniten gegeben hat, zu einem erfreulichen Ausdruck. Am 31. Mai 1740 trat er die Regierung an und schon unter dem 14. August desselben Jahres erging eine Deklaration der bekanntlich recht ungnädigen Verfügung vom 22. Februar 1732 (s. o.), wodurch diese letztere geradezu aufgehoben wurde. Es heißt dann, „daß alle Mennoniten, so viel sich derselben in Dero König-

reich Preußen ansetzten und häuslich niederlassen wollen, wieder aufgenommen und wie vorhin gleich allen Dero getreuen und sich redlich nährenden Untertanen in Städten und auf dem Lande geduldet werden sollen. Als haben allerhöchst gedachte Sr. Königl. Majestät solche Deklaration hierdurch öffentlich bekannt machen wollen, befehlen auch zugleich Dero Preußischen Regierung, nicht minder Dero Krieges- und Domainen-Kammern zu Königsberg und Gumbinnen, auch den Amts-Haupt-leuten, Magisträten und Beamten allergnädigst, sich darnach gebührend zu achten, und diejenigen Mennonisten, so sich in Dero Königreich Preußen häuslich niederlassen und ehrlich ernähren, wenn sie die gewöhnlichen Abgaben entrichten, und sich sonsten gehörig verhalten, bei ihren Professionen ruhig zu lassen".

Wenn die Mennoniten in Zukunft auch in Preußen noch manche Schwierigkeiten durchgemacht haben, so hing das immer mit ihrem damals noch so strenge festgehaltenen Grundsatz der Wehrlosigkeit zusammen, welcher in kriegerischen Zeiten notwendig zu einem Konflikt zwischen dem Staatsinteresse und der unbeschränkten Duldung oder gar Anerkennung der Mennoniten führen mußte. —

Der König zeigte sich auch ferner den Mennoniten sehr günstig. Er ließ die oben genannte „Deklaration" durch seine Geschäftsträger oder Gesandten auch im polnischen Preußen (Westpreußen) und sogar in den Niederlanden bekannt machen und hier wie dort Mennoniten zur Ansiedlung in allen Landesteilen seiner Monarchie einladen. Er gestattete auch den in Königsberg ansässigen Mennoniten schon 1744 die Erwerbung des Bürgerrechts — was z. B. die Danziger Mennoniten erst 1800 erlangten — und als 1745 Ostfriesland unter seine Herrschaft kam, bestätigte er den dortigen Mennoniten ihre Privilegien und Rechte; dabei war überall die Wehrfreiheit mit einbegriffen. Die Mennonitengemeinden im Königreich Preußen waren jedoch nur klein und ihre Duldung konnte der Wehrkraft des Staates nichts schaden, weil der König die wenigen Soldaten, welche sie ihm hätten stellen können, leicht wo anders hernehmen konnte, auch gab es ja sonst noch ganze Stände und Berufsklassen in Preußen, die vom Wehrdienst befreit waren.

Wie aber würde Friedrich der Große sich verhalten, wenn die großen westpreußischen Mennoniten-Gemeinden mit ihrer kräftigen Bauernbevölkerung unter sein Scepter kommen würden? Diese Frage bewegte 1772 die Herzen der Mennoniten aufs Lebhafteste, als bei der ersten Teilung Polens Westpreußen ohne Danzig und Thorn in Friedrichs Monarchie einverleibt wurde. Die Mennoniten-Gemeinden waren weder durch die polnischen Könige noch durch die Bischöfe, noch endlich durch die städtischen Verwaltungen, welche ihre Niederlassung geduldet hatten, irgendwie verwöhnt worden. Sie lebten unter einem oft schwer erträglichen Ausnahme-Zustand und sahen der Besitzergreifung ihrer Gegenden durch den König von Preußen mit freudigen Hoffnungen entgegen. Daß diese Hoffnungen wohlberechtigt waren hatte der König schon 1746 den Mennoniten im Elbinischen Gebiet bewiesen. Dieses Gebiet war schon seit 1698 an Brandenburg-Preußen verpfändet und die Könige von Preußen übten dort die Verwaltung nach polnischem Recht. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte hier den General von Gesler als Regiments-Kommandeur eingesetzt, welcher in den 30-er Jahren bereits Aushebungen unter den Mennoniten vorgenommen hatte. 1746 wiederholte er diesen Versuch und befahl den Mennoniten durch den Rittmeister von Pflanz, ihre

Kinder zwischen dem 1. und 15. Juni in die Aushebungslisten tragen zu lassen. Da wandten sich die dortigen Mennoniten mit einem Immediatgesuch an den König, und dieser erließ am 25. Juni 1746 eine Ordre an den General, in welcher es unter Anderem heißt: „Da diese Leute nach den Grundsätzen ihrer Religion nicht Soldaten sein und in dem Kriege dienen können und ich sie bei ihrer Religion und Gewissensfreiheit geschützt und erhalten wissen will, so befehle ich hierdurch auf das Ernstlichste, daß Ihr und Euer Regiment sich alles Enrolliren derer Mennonisten und ihrer Kinder nicht nur gänzlich enthalten, sondern sie auch mit der verlangten Werbung ganz und gar verschonen und sie in Ruhe und Frieden lassen sollt. Es ist dies meine stricte Ordre, wornach Ihr Euch gehörig zu achten habt".

Am 13. September ergriff Friedrich der Große Besitz von Westpreußen und schon am 27. September bei der Huldigung von Marienburg durften die Deputierten der circa 13,000 westpreußischen Mennoniten dem König eine Bittschrift überreichen, worin um Bestätigung ihrer bisherigen Duldungs-Privilegien gebeten wurde. Friedrich ließ ihnen darauf unter dem 6. Oktober desselben Jahres durch die neu eingerichtete Kriegs- und Domänenkammer zu Marienwerder eine Resolution zugehen, worin gesagt ist, daß sie „unter höchst Dero Schutz vor allen Beeinträchtigungen in Ansehen ihrer Religionsübung gesichert seien", für die Befreiung von der Enrollirung sollten sie einen noch näher festzusetzenden Beitrag leisten.

Dieser Beitrag wurde später auf 5000 Taler festgesetzt, welche alljährlich durch die sämtlichen in Ost- und Westpreußen wohnenden Mennoniten aufgebracht werden sollten als Beitrag zur Unterhaltung des Kadettenhauses in Culm; doch sagt der König ausdrücklich, daß Allerhöchstdieselben weltkündigermaßen Niemanden in Dero Staaten den geringsten Eintrag in ihre Gewissensfreiheit tun. und die 5000 Taler sind keineswegs eine Bezahlung für ihre Religionsfreiheit sondern Rekrutengelder für ihre Ausnahme von der Enrollirung zu Militärdiensten, worin sie sogar vor allen andern christlichen Untertanen darin bevorzugt sind, daß sie statt der Enrollirung eine mäßige Summe zahlen".

Wir sehen hieraus, wie sehr dem König daran gelegen war, den Grundsatz der Gewissensfreiheit in vollem Umfange zur Geltung zu bringen, wenn kein Staatsinteresse dadurch verletzt wurde.

Die Sorge, daß das letztere geschehen könne, erhob sich nun sehr bald bei der Regierung zu Marienwerder. Und da auch der König 1774 geäußert hatte, daß bei der Genehmigung, Grundstücke zu kaufen, den Mennoniten gegenüber mit Vorsicht und Einschränkung verfahren werden müsse, damit die Cantons nicht zu sehr darunter leiden — so stellte die Kammer zu Marienwerder den Grundsatz auf, daß die Mennoniten keine Grundstücke kaufen dürften, die nicht schon vorher in mennonitischen Händen gewesen, und daß sie kein Gewerbe treiben dürften, das sie nicht schon vordem gehabt.

Auch hier griff der König ein und milderte diese Praxis wesentlich; ja er zeigte ein so starkes Interesse dafür, daß er verfügte, es solle jeder einzelne Fall ihm vorgelegt und seine persönliche Entscheidung eingeholt werden.

Um aber den Mennoniten eine sichere Grundlage ihrer Rechte und Privilegien für die Zukunft zu geben, erließ er am 29. März 1780 das sogenannte Gnadenprivilegium in

welchem den Mennoniten für immer die Freiheit vom Wehrdienst zugesichert wurde, ebenso der ungestörte Genuß ihrer Glaubensfreiheit und Schutz in der Ausübung ihrer bisherigen Gewerbe nach Maßgabe der im Königreich Preußen eingeführten Landesgesetze und Anordnungen.

Man fühlt wohl, daß in dem letzteren Satz eine Einschränkung enthalten ist, und man begreift sehr gut, daß der König den Mennoniten das unbeschränkte Ankaufsrecht und die volle Gewerbefreiheit nicht gewähren konnte, so lange sie an dem Grundsatz der Wehrfreiheit festhielten.

Trotzdem zeigte sich der König sehr milde in der Praxis, denn allein in den Jahren 1781 — 1783 sind mit Königlicher Genehmigung 296 neue Grundstücke von Mennoniten erworben worden.

Als daher Friedrich der Große am 17. August 1786 starb, hatten die Mennoniten alle Ursache seinen Tod zu betrauern und ihm ein dankbares Andenken zu bewahren. Und wenn wir heute an jene Zeit zurückdenken, so soll nichts uns hindern, auch in den kleinen Zügen, die wir hier aus der Regententätigkeit des herrlichen Mannes wiedergegeben haben, das Bild des großen Monarchen zu verehren, der so unendlich viel für sein Land und sein Volk getan hat.

Friedrich Wilhelm II. (1786 — 1797) zeigte sich den Mennoniten ebenso gnädig gesinnt, wie sein königlicher Oheim. Er erkannte die hohe Bedeutung der Kulturarbeit, welche die Mennoniten seiner Zeit durch Sparsamkeit, Nüchternheit, Fleiß und Geschicklichkeit im Ackerbau, wie im Gewerbe leisteten und sah aus diesem Grunde ihre Ausbreitung in den westpreußischen Kreisen nicht ungern. Aber er konnte doch zugleich nicht umhin, den Vorstellungen seiner Verwaltungsbehörden Recht zu geben, die darauf aufmerksam machten, daß bei weiterem Übergang von „kantonspflichtigen" Grundstücken in die Hände von Mennoniten, es nicht mehr möglich sein würde genügende Ersatzmannschaften für das Heer in Westpreußen aufzutreiben. Auch kamen aus der Marienburger Gegend Klagen, daß durch die starke Vermehrung des mennonitischen Grundbesitzes die lutherischen Kirchspiele in ihrem Fortbestand ernstlich bedroht würden. Der König beschloß daher die Verhältnisse der Mennoniten in einem besonderen Gesetz zu regeln und für die Zukunft möglichst feste gesetzliche Grundlagen für deren Behandlung zu schaffen. So entstand das „Edict, die künftige Einrichtung des Mennoniten-Wesens in sämtlichen Königlichen Provinzen, exclusive des Herzogtums Schlesien betreffend. De Dato Berlin, den 30. July 1789".

Ich kann dieses Edict mit seinen 14 Paragraphen hier nicht ausführlich behandeln; wer es kennen lernen will, findet es sowohl in Reiswitz' „Beiträge zur Kenntnis der Mennoniten-Gemeinden", als auch im Anhang des vortrefflichen Buches, „die Wehrfreiheit der altpreußischen Mennoniten-Gemeinden" von meinem verstorbenen Vetter Dr. Wilhelm Mannhardt.

Nur folgendes sei über Inhalt und Wirkungen dieses Gesetzes bemerkt. Die Gewissensfreiheit mit Einschluß der Wehrlosigkeit wurde aufs neue gewährleistet, dagegen wurde die Erwerbung von Grundstücken und damit die Ausbreitung der mennonitischen Landbevölkerung wesentlich eingeschränkt, ferner wurde die Beitragspflicht der mennonitischen Grundbesitzer für die lutherischen Kirchen dauernd festgesetzt und endlich die Verhältnisse solcher Personen geregelt, die aus anderen Konfessionen zu den Mennoniten übertraten.

Der letzte Punkt hatte wenig praktische Bedeutung, weil die Mennoniten-Gemeinden solche Übertritte nicht gerne sahen und zum Teil sogar grundsätzlich ablehnten.

Um so mehr Bedeutung hatten die beiden andern, namentlich der erste. Denn da in unsern Gemeinden damals ein bedeutender Überschuß der Geburten über die Sterbefälle vorhanden war, so fragte es sich, wohin die jungen Leute sich wenden sollten, wenn es ihnen nicht mehr erlaubt wurde, neue Grundstücke zu erwerben. So erklärt es sich, daß die russischen Agenten, welche Katharina II. nach Westpreußen schickte, um Ansiedler für Südrußland zu gewinnen, bei den Mennoniten einen raschen Erfolg hatten, und es ist wohl erklärlich, daß von 1789 an die Auswanderung nach Rußland ihren Anfang nahm. Während in der preußischen Heimat in der Folgezeit die Zahl der Mennoniten sich ziemlich gleich blieb, zog in den nächsten 50 — 60 Jahren der ganze Überschuß nach Rußland und leistete dort auf den bisher unbebauten Steppen jene großartige Kulturarbeit, welche jeden mit Bewunderung erfüllen muß. — 1860 wohnten in den blühenden Mennoniten-Kolonien Rußlands bereits 20,000 Mennoniten, heute mehr als die doppelte Anzahl; und alle sind Abkömmlinge westpreußischer Auswanderer aus unseren hiesigen Mennoniten-Gemeinden.

Unter Friedrich Wilhelm II. kamen auch die Danziger Mennoniten 1793 unter preußische Herrschaft. Sie wurden ebenfalls dem Edikte unterworfen und mußten 600 Taler jährliche Abgabe zu den 5000 Talern der übrigen Mennoniten-Gemeinden hinzufügen, und zwar hatte die städtische Gemeinde 300 und die ländliche Gemeinde ebenfalls 300 Taler aufzubringen.

Die Zeiten Friedrich Wilhelms III. (1797 — 1840) sind bekanntlich die schwersten gewesen, das Königreich Preußen erlebt hat: Zeiten, in denen alles, selbst der Fortbestand dieses ruhmvollen Staates, in Frage gestellt wurde durch die unerhörten Erfolge des gewalttätigen Kaisers Napoleon; aber auch wieder Zeiten eines herrlichen Aufschwungs in den Freiheitskriegen. Hatten die Mennoniten-Gemeinden in Friedenszeiten ihre Privilegien unter manchen Sorgen und Opfern erreichen und dann auch behaupten können, so waren die unruhigen Zeiten der Kriege und der Fremdherrschaft ihnen natürlich weit ungünstiger und ihre durch königliche Gnade erteilten Rechte fortwährend bedroht. — In Friedenszeiten fragt man am meisten nach Bürgerfleiß und Tüchtigkeit, und da konnten die Mennoniten mit allen Bewohnern den Wettbewerb aufnehmen. Ja, sie gehörten nach dem Zeugnis ihrer Zeitgenossen damals zu den sparsamsten und fleißigsten und darum auch wohlhabendsten Bewohnern von Stadt und Land. Aber im Kriege, und besonders in solchen Kriegen, in denen ein fremdes Joch abgeworfen werden muß, da fragt man nicht zuerst nach der Erwerbstüchtigkeit der Staatsbürger, sondern nach ihrer Fähigkeit, im Felde mannhaft und stark die Gefahr des Vaterlandes mit Leib und Leben abzuwehren. Diese Fähigkeit hatten die kräftigen Söhne der preußischen Mennoniten in hohem Grade, aber ihr christliches Bekenntnis verbot ihnen, die Waffen zu führen. Und sie haben in jenen Jahren der schwersten Heimsuchung des Vaterlandes unter schweren Kämpfen an diesem Bekenntnis festgehalten. Sie haben dafür bis in die neueste Zeit (man denke an Wildenbruch's „Mennonit") viel Schmach und Verkennung ertragen müssen. Man hat ihnen vorgeworfen, daß sie kein Mitgefühl für die Leiden ihres Volkes und für die Not ihres Vater-

landes gehabt hätten, aber diese Vorwürfe sind ungerecht; die Geschichte zeigt es uns anders. Wir können es heute ja sehr gut verstehen, daß die tapferen, selbstverleugnenden Männer, welche 1813 in den Befreiungskriegen ihr Leben fürs Vaterland einsetzten, mit Erstaunen, wenn nicht mit Verachtung auf die Mennoniten sahen, welche zu Hause blieben. Wir wissen auch, daß wir heute nicht unter den Verteidigern unseres heimatlichen Bodens fehlen würden. Aber es kommt nicht auf unsere Stellung zu der jetzt aufgehobenen und aufgegebenen Wehrlosigkeit an, sondern darauf, daß wir den Vätern, auch wenn wir anders fühlen und denken, wie sie, gerecht zu werden suchen und anerkennen, daß sie um des Gewissens willen trotz schwerster Anfechtungen ihren Grundsätzen treu geblieben sind.

Friedrich Wilhelm III. war einer der friedfertigsten Herrscher auf dem Throne Preußens, darum war er auch von Natur den Mennoniten sehr wohlgeneigt und hat das auch mehr als einmal bewiesen. Es war ein Verhängnis, daß gerade unter seiner Regierung Preußen in die schwersten Kriege verwickelt wurde.

Zuerst suchte der König den Grundbesitz der Mennoniten einzuschränken, indem er nur den vererbten Besitz gelten lassen wollte; kaufen sollte kein Mennonit fremde Grundstücke, selbst wenn sie schon in Händen von Mennoniten waren. Da diese Maßregel aber eine erneuerte starke Auswanderung nach Rußland zur Folge hatte, wodurch dem Staate Menschen und Geld verloren gingen. so wurde 1803 bestimmt, daß der Umfang mennonitischen Besitzes, wie er am 24.Nov. 1803 war, in Zukunft nicht vermehrt werden dürfe. Nun durften also Mennoniten untereinander ihre Grundstücke vererben, verkaufen, vertauschen u. s. w. aber sie durften keine neue Besitzungen mehr von den lutherischen oder katholischen Untertanen des Königs erwerben, hierin wurde auch keine Ausnahme mehr zugelassen.

Wir erkennen leicht, daß zu diesen Maßregeln keine besondere Härte gegen die Mennoniten den König geführt hatte, sondern einzig und allein die Sorge um die Erhaltung der Wehrkraft in seinem Lande. Dafür hob der König die persönlichen Abgaben der Mennoniten an die lutherischen Geistlichen auf, mit Ausnahme der geringen Gebühren für die Eintragung in die Kirchenregister (Standesregister).

In den Jahren der schwersten Demütigung Preußens durch den fremden Eroberer stellten die westpreußischen Mennoniten dem König mehrfach namhafte Summen zur Verfügung. So Ende 1806 die Summe von 30,000 Talern und 1811 weitere 10,000 Taler.

1810 wurde in Preußen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und 1813 wurde die Landwehr geschaffen. Dabei sollte nun jede bisherige Ausnahme aufgehoben werden. Trotzdem wollte der König die Gewiissensfreiheit der Mennoniten nicht antasten, sondern es sollten die Mennoniten des rechten Weichselufers anstatt der Übernahme der Wehrpflicht 25,000 Taler bares Geld und 500 Pferde liefern, diejenigen des linken Ufers 6030 Taler. Bald darnach überreichten die sämtlichen Mennoniten noch eine Beisteuer von 6000 Gulden baren Geldes und 6000 Ellen Leinwand. Als 1813 auch noch der Landsturm eingerichtet wurde, mußten sich die Mennoniten abermals an den König wenden, um von den Behörden mit Einziehung zu persönlichem Waffendienst verschont zu werden, und der König schützte sie bei ihrer Wehrfreiheit. Ebenso handelte Friedrich Wilhelm III. gegenüber den Mennoniten in Ostfriesland, das 1813 für einige Zeit in seinen Besitz

kam. Die dortigen Gemeinden haben ihre Befreiung vom Wehrdienst jedoch später unter hannöverscher Herrschaft verloren.

Friedrich Wilhelm III. gab den Mennoniten in seinem Lande noch einen besonderen Beweis seines Wohlwollens, indem er am 11. März 1827 das bekannte Gesetz erließ, nach welchem es den Mennoniten in Preußen gestattet ist, bei Eidesleistungen ihr Zeugnis oder ihre Versicherung mit Ja und Handschlag abzugeben. Das war ihnen zwar auch früher erlaubt gewesen, aber jetzt wurde es ein für allemal gesetzlich festgelegt.

Unter Friedrich Wilhelm IV. (1840 — 61) wurde die bisherige königliche Macht durch die neue Verfassung bekanntlich eingeschränkt, und es kam fortan nicht mehr auf den Willen des Königs allein, sondern auch auf die Beschlüsse der Volksvertretung in Preußen an, wie es mit der Stellung der Mennoniten werden sollte. Der König hatte nach seiner Thronbesteigung auf eine Eingabe der Gemeinden folgende Antwort gegeben: „Ich vertraue gern der guten Gesinnung, welche mir die Deputierten der Mennoniten-Gemeinden im Namen der Letzteren in der Eingabe vom 10. ds. Mts. ausgedrückt haben, und werde Ich den Schutz, dessen sich die Mennoniten unter Meinen erlauchten Vorfahren zu erfreuen gehabt haben, ihnen auch ferner ungeschmälert erhalten. Berlin, d. 24. Sept. 1840. Friedrich Wilhelm".

In der großen Bewegung des Jahres 1848, deren Wirkungen sich noch viele Jahre weiter fortsetzten und zu einer weitgehenden Umgestaltung im Innern des preußischen Staates führten, mußte natürlich auch die Ausnahmestellung der Mennoniten viele neue Angriffe bestehen. Ein Grundgedanke der neuen Staatsverfassung war der, daß möglichst viele Sonderrechte aufgehoben werden sollten, und daß speziell das religiöse Bekenntnis weder eine Beschränkung der staatsbürgelichen Rechte mit sich bringen dürfe, noch eine Ausnahme von staatsbürgerlichen Pflichten. Die Befreiung der Mennoniten vom Waffendienst in einem Staate, der die allgemeine Wehrpflicht für alle seine männlichen Untertanen ausdrücklich zum Gesetz erhoben hat, war auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten. Zwar gelang es Friedrich Wilhelm IV. und seinem Ministerium 1852 noch einmal, die Wehrfreiheit der preußischen Mennoniten zu sichern, aber nur durch die Zusage an das Abgeordnetenhaus, daß alsbald ein Gesetz zur Regelung der Mennonitenfrage vorgelegt werden sollte. Hierzu kam es aber unter der Regierung dieses Königs nicht mehr.

Es mag hier noch eine Episode aus den 50er Jahren erzählt werden. Man wußte den Mennoniten bei passenden und unpassenden Gelegenheiten von Seiten eifriger Beamten nahezulegen, daß es sicher nach Oben einen guten Eindruck machen würde, wenn sie für einen bestimmten Zweck in den Beutel griffen.

Der König interessierte sich für die Wiederherstellung der alten Ordensfeste in Marienburg und es bildete sich ein Komitee, welches Gelder für diesen Zweck sammelte. Am 15. Juli 1851 erging ein Aufruf an die Mennoniten-Gemeinden, der von dem Rendanten der Schloßkasse, Ratsherrn Putzner in Marienburg, unterzeichnet war und unter vielen Schmeicheleien vorschlug, die Mennoniten sollten, um dem Könige eine besondere Freude zu machen, 2,000 Taler aufbringen, um den sog. achteckigen Turm wieder aufbauen zu lassen. Es kamen auch wirklich 2,700 Taler für diesen Zweck zusammen, welche aber einstweilen noch nicht an die Schloßbaukasse abgeführt wurden. Erst am 15. Juni 1853 forderte Putzner zur Einzahlung des Geldes

auf mit dem Hinweis auf eine Verhandlung der Schloßbau-Kommission, in welcher der Burggraf von Schön die Sache so dargestellt hatte, als wenn die Mennoniten aus eigenem Antrieb sich zum Aufbau des Turmes gedrängt hätten, wozu eine Gesamtsumme von 8,000 Talern nötig sei.

Putzner forderte nun die Mennoniten auf, diese 8,000 Taler aufzubringen. Natürlich lehnte man dieses Ansinnen dankend ab und sandte nur die gesammelten 2,700 Taler ein. Bald darauf erfuhren die Mennoniten, daß Herr von Schön an einen Privatmann in Danzig einen sehr entrüsteten Brief über diese Weigerung geschrieben hätte, in welchem gesagt war, die Mennoniten hätten zuerst den Turm auf ihre Kosten zu bauen gewünscht und gebeten, das Geld dazu aufbringen zu dürfen, auch habe der König sich sehr huldvoll über diese Absicht geäußert und Se. Majestät würde höchst erstaunt sein, wenn sie sich jetzt zurückzögen. Dieser Brief war darauf berechnet, unter den Mennoniten bekannt zu werden. Aber sie trauten der Baukommission nicht mehr und merkten sehr gut, daß man den König nur vorschob, um sie willig zu machen; denn daß sie sich für den achteckigen Turm nicht sonderlich interessierten, sondern höchstens für das Gesamtunternehmen des Schloßbaues, versteht sich von selbst. Für diesen Zweck erschien ihnen aber eine Gabe, wie die 2,700 Taler, welche eingesandt wurden, ihren Verhältnissen reichlich angemessen. Sie blieben daher auch in einer Versammlung am 30. Mai 1854 bei diesem Beschluß. Dagegen sandten sie am 2. Juni desselben Jahres zur Silberhochzeit des Prinzen von Preußen, späteren Königs Wilhelm I. ein Glückwunschschreiben nach Coblenz an denselben ab und fügten 500 Taler zur National-Invalidenstiftung bei.

Es war, wenn wir rückwärts schauen, im Ganzen eine günstige Zeit für die Mennoniten gewesen, als sie unter dem Szepter der Hohenzollern in Preußen lebten. Auf Duldung angewiesen, hatten sie bei den Königen fast immer Rücksicht auf ihre Glaubenssätze gefunden und es war ihnen dabei gelungen, in den Gegenden, wo sie in größerer Anzahl wohnten, zu einem gewissen Wohlstand zu kommen. Aber die absolute Königsmacht hatte jetzt aufgehört. Die neue Zeit brachte es mit sich, daß solche Privilegien, welche einem allgemeinen Grundsatz der Staatsverfassung widersprachen, fallen mußten. Hierzu gehörte das Privilegien der Wehrfreiheit für die Mennoniten.

König W i l h e l m I. begann seine Regierung mit der Heeresreform. Drei Kriege füllten die ersten zehn Jahre seiner Regierung aus, und zwar Kriege, die in immer steigendem Maße die Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht für Preußen und nachher für Deutschland zeigten; Kriege ferner, die in ihren politischen Folgen so Großes und Neues schufen, wie keiner je vorher. Während dieser Zeit fiel das Privilegien der Mennoniten im Jahre 1867. Die Kämpfe, welche seiner Aufhebung vorangingen, sind lehrreich und in vieler Hinsicht interessant. Ihre Schilderung gehört nicht hierher, sie würde ein ganzes Buch füllen können. Nur so viel sei erwähnt, daß diejenigen Mennoniten, welche glaubten, i n k e i n e r F o r m eine Wehrpflicht übernehmen zu können, um ihrer Gewissensbedenken nach Rußland oder nach Amerika auswanderten. Sie hatte zuvor nichts unversucht gelassen, um vom König weitere Zusicherung ihrer Wehrfreiheit zu erlangen, ohne zu bedenken, daß dies gar nicht vom Willen des Königs allein abhing. Die Regierung hatte sogar in dem Entwurf des Gesetzes „über die Verpflichtung zum Kriegs-

dienst", welcher im norddeutschen Reichstag am 17. und 18. Oktober 1867 zur Beratung kam, den Satz hineingefügt: „Ausgenommen von der Wehrpflicht sind: Die Mitglieder derjenigen Mennoniten- und Quäkerfamilien, welche durch bestehende Gesetze oder Privilegien mit der Verpflichtung zu anderweitigen Gegenleistungen von der Wehrpflicht befreit sind".

Der Reichstag strich diese Bestimmung mit großer Majorität und es war selbstverständlich, daß der König dem ganzen wichtigen Gesetze, wie es am 19. Oktober 1867 vom Reichstag angenommen wurde, um der Mennoniten willen seine Zustimmung nicht versagen konnte. Auch hatte eine Anzahl westlicher Mennoniten-Gemeinden eine Petition an den norddeutschen Reichstag eingesandt, worin sie ausdrücklich um Aufhebung der Wehrfreiheit baten, weil sie in allen Stücken mit den übrigen Bürgern gleichgestellt sein wollten.

Alle Anstrengungen der fest am väterlichen Bekenntnis hängenden altmennonitischen Partei, die Ausführung des neuen Gesetzes hinauszuschieben, mußten nunmehr vergeblich bleiben. Es kennzeichnet jedoch die Milde des ehrwürdigen Königs, daß er in den Grenzen seiner Macht alles zu tun bereit war, den in ihrem Gewissen beschwerten Mennoniten den Übergang in die neue Ordnung der Dinge zu erleichtern. Er erließ die bekannte Königliche Kabinettsordre vom 3. März 1868, welche noch heute in Kraft ist, wonach „die Mitglieder der älteren Mennonitenfamilien, wenn sie sich nicht freiwillig zum Waffendienste bereit erklären, zur Genügung ihrer Militärpflicht als Krankenwärter, Schreiber, Oekonomie-Handwerker, Trainfahrer u. s.w. auszubilden sind".

Nachdem das alte Privilegium der Mennoniten aufgehoben war, fielen natürlich auch die Beschränkungen fort, welche ihnen früher in ihrem Erwerb und Besitz auferlegt waren. Ein besonderes preußisches Gesetz vom 12. Juni 1874 regelte vorläufig die Rechtsverhältnisse unserer Gemeinden.

Niemand wird verkennen, daß durch die Veränderung ihrer äußeren Lage auch in der inneren Entwicklung der Gemeinden am Schluß des 19. Jahrhunderts manches anders geworden ist. Wohin uns diese Entwicklung weiter führen wird, das haben wir mit allem Ernst zu beobachten und durch treues Zusammenhalten die Berechtigung unserer Forterxistenz zu erweisen. Unsere Gemeinden zeigten am Schluß des 19. Jahrhunderts fast genau dieselbe Seelenzahl, als am Anfang desselben. Bedenken wir die große Auswanderung, welche im Laufe des Jahrhunders stattgefunden hat, dann mag uns diese Tatsache zu der Hoffnung ermutigen, daß das beginnende 20. Jahrhundert unsere Gemeinden nicht zur Auflösung, wie man ihnen prophezeit hat, sondern zu neuer Entfaltung ihrer Kräfte führen wird. Wir wissen, wie fest der Druck der Unfreiheit unsere Vorfahren zusammengehalten hat, soll die Freiheit. welche wir jetzt genießen, uns gleichgiltig oder untreu machen?

Doch diese Erwägungen gehören eigentlich nicht mehr zum Gegenstand, den ich hier behandeln wollte. Der kurze Rückblick in die Vergangenheit unserer preußischen Gemeinden erfüllt uns mit Dank gegen die Herrscher, welche unsern Vätern in Zeiten der Not eine Heimatstätte gewährt und erhalten haben; aber unwillkürlich erinnert ein solcher Rückblick uns auch an den ungeheuren Fortschritt, welcher darin liegt, nicht mehr von der Gunst eines Einzelwillens abhängig zu sein, sondern in das Ganze einer festen Staatsordnung eingefügt, mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten neben allen

anderen Bürgern dieses Staates leben zu dürfen.

Wir haben es selbst in der Hand, ob man uns als Mitarbeiter an allen guten Werken irdischer Gemeinschaft schätzt und achtet oder ob wir unser Salz dumm werden lassen.

Heilige Weihnacht | Von A. Goerz

Heil'ge Weihnacht, wieder steigst du nieder
In das Erdenland voll Sünd und Schuld,
Füllst mit heil'gem Schauer unsre Herzen,
Zeigst uns wieder Gottes Lieb und Huld.

Hohe Weihnacht, o wer kann sie fassen,
Deine Hoheit, deinen ew'gen Sinn!
Gottes Sohn, Gott selbst, der Allgewalt'ge
Ward ein schwaches Kind, gab selbst sich hin.

Sel'ge Weihnacht, füllest unsre Herzen
Mit dem hellen, lichten Freudenschein.
Weihnachtsfriede, sel'ge Weihnachtsfreude
Bringst du in die arme Welt hinein.

Traute Weihnacht, traut und lieblich klingen
Deine Lieder, glänzt dein Kerzenschein,
Und Erinn'rungen aus Kindheitstagen
Ziehen leise in die Seele ein.

Fest der Freude, Fest der ew'gen Liebe,
Fröhlich grüßt dich alles nah und fern!
Held der Weihnacht, Kindlein in der Krippe,
Sei gegrüßt uns, holder Weihnachtsstern!







Ernstes und Heiteres — Von Fritz Walden

Eine Weihnachtsplauderei

Da sitzt man nun und wartet auf die Inspiration und kaut inzwischen die Feder. Das heißt, das Federkauen darf nur bildlich verstanden werden; denn heutzutage, im Zeitalter der Füllhalter, hat das Federkauen viel von seiner früheren Romantik verloren. Schon allein des Materials wegen, aus dem die Federhalter gemacht werden, und das in dieser Form nicht recht genießbar ist. Zum Kauen wird dasselbe Material in Form von Tabletten geliefert und auch mit Erfolg konsumiert. Ob aber je ein Dichter aus Kaugummi ein Gedicht herausgekaut hat, wüßte ich nicht zu sagen. Ich kaue das Zeug nämlich nicht, auch bin ich, Gott sei Dank, kein Dichter. Jawohl, Gott sei Dank, das besonders nachdem ich mir die „harmlosen Plaudereien über Poesie" zu Gemüte geführt habe und nun weiß, wie gut es die Vorsehung mit mir gemeint hat, als sie mich davor bewahrte, Dichter werden zu müssen. Wie hätte ich mich auch in all der komplizierten Musenmathematik zurechtfinden sollen. Der gewöhnliche Mensch weiß eigentlich garnicht, an wieviel Gefahren ein gnädiges Schicksal ihn unangefochten vorbeiführt. Doch das nebenbei. Also schon des zweifelhaften Geschmacks wegen kaut man den Füllhalter nicht, aber auch der Kosten wegen; denn ein guter Füllhalter kostet immer seine $ 5.00 Ich meine, ein guter, nicht der meinige.

Jedoch was ergehe ich mich in Betrachtungen über Füllhalter, während mein Thema doch „Weihnachten" lautet. So wenigstens kam die Order aus dem Warte-Stab. Was! wird der Leser verwundert ausrufen, der Mensch schreibt auf Order und nicht auf Eingebung! Recht hat er schon, der Leser, mit seiner Verwunderung, aber das mit der Eingebung, das ist so eine eigene Sache. Es hat sich da wohl eine irrige Auffassung breit gemacht, die nämlich, daß die Musen ganz besonders eigenwillige, launische Wesen sind, die immer ganz anders handeln als man kalkuliert. Nun glaube ich aber auch garnicht, daß es richtige Musen sind, die mir den Füllhalter in die Hand drücken. Ich fürchte, es sind irgendwelche weitläufige Verwandte der Musen, die irgendwie aus der Art schlugen und ihren Beruf verfehlten. Sie stehen uns Menschen aber viel näher, als die von der Stammlinie, sind nicht so launisch und lassen mit sich anbandeln und gehen gelegentlich auch auf Kompromisse ein.

Nur heute scheinen sie mich im Stiche lassen zu wollen. Aber zu ihrer Entschuldigung muß ich sagen, daß es auch noch wirklich etwas lange hin ist bis Weihnachten. Oder aber, es mag ihnen auch selber an irgendwelcher bankwürdigen Idee fehlen. Das wäre auch kein Wunder; denn es scheint auf dem Gebiet der Weihnachtsgeschichten bereits wirklich alles verschrieben zu sein.

Da ist schon der arme, fromme Junge, der sich mit dem unverkauften Christbäumchen nach Marktschluß still davonschleicht und dann frierend und hungernd vor einem großen, mit allerhand Weihnachtstand und Eßwaren reich bestellten Schaufenster steht, bis ihn die Müdigkeit übermannt, er hinsinkt und einschläft; worauf dann das Christkindlein in Gestalt eines reichen, gütigen Herrn erscheint und ihm nicht nur das Bäumchen für gutes Geld abkauft, sondern ihn auch noch reichlich beschenkt.

Da ist schon die Geschichte vom alten, kranken Mütterlein hoch oben im Dachstübchen einer Mietskaserne, der ein kleines Mädchen, das Töchterlein reicher Eltern, all ihre reichlichen Ersparnisse auf die Bettdecke legt und dafür für ihr ganzes Leben überschwänglich belohnt wird. Da ist schon — doch was ist da nicht schon alles! Da ist so viel, und doch ist alles dasselbe, alles nach derselben Schablone zugeschnitten. Man fängt noch nur zu lesen an, und schon weiß man, wie alles weiter kommt, grad wie in einem schlechten Roman. O diese Massenware in Weihnachtsgeschichten am laufenden Band! Und doch, wenn erst Weihnachten naht, nimmt man sie wieder zur Hand, und sonderbar — sofort meldet sich der Weihnachtszauber. Woran liegt das? Oder ist es am Ende nicht der banale Inhalt, was uns in diesen billigen Geschichten immer wieder ergreift?

Ich lege die Feder zur Seite und lasse all diese armen Knaben und kranken Mütterlein an meinem Geistesauge vorüberziehen, bis ich plötzlich das Bild vor mir habe, wo diese Geschichten zum ersten Mal Beschlag von mir nahmen.

Klein war ich damals noch, und an den Weihnachtsmann glaubte ich auch noch. Das heißt, an den richtigen, wirklichen Weihnachtsmann, an den, der in der Christnacht von Haus zu Haus durch unsere Dörfer zog und aus seinem großen Sack den guten und auch den bösen Kindern die Gaben auf den Weihnachtstisch legte. Ja, auch den bösen Kindern; denn die berüchtigte Rute — mit der habe ich nie etwas Rechtes anzufangen gewußt. Daß ich selber immer artig und gut gewesen wäre, würde ich nicht behaupten wollen, besonders in Anbetracht der verschiedenen Auseinandersetzungen, die ich mit meinen Eltern in dieser Frage gehabt, und trotzdem, die gefürchtete Rute habe ich nie zu sehen, geschweige denn zu fühlen bekommen.

Ich mag ja nun auch nicht ganz böse genug gewesen sein. Aber ich hatte doch Spielkameraden, denen es in dieser Beziehung ganz gewiß nicht hätte mangeln sollen, die wirklich nach allen Regeln der kindlichen Untugend kleine Bösewichter waren. Und auch an diesen waren am Weihnachtsmorgen nie irgendwelche Spuren von Rutenhieben zu finden. Im Gegenteil, ganz überlegen schauten ihre Spitzbubengesichter drein, wenn sie mir ihre Geschenke vorführten, die vielfach an Spiel- und Genußwert die meinigen um ein Beträchtliches übertrafen. Nein, mit der Rute da stimmte etwas nicht, wenigstens soweit meine eigenen praktischen Erfahrungen mit St. Niklas in Betracht kommen. Aber in den Weihnachtsgeschichten, -Gedichten und -Gesprächen da war sie, die Rute, dieses Symbol der strafenden Gerechtigkeit. Und man nahm sie hin als etwas dazu Gehöriges.

Ja, an diesen Weihnachtsmann glaubte ich damals noch ganz fest, an diesen guten, unsichtbaren Mann mit dem großen Bart und Sack, der nie an unserm Hause vorbei gehen würde. Was ich mit einem Eaton'schen Niklas angefangen hätte, wäre er mir damals begegnet, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, wie die Kinder hierzulande es sich mit dem Weihnachtszauber einrichten, nachdem sie schon wochenlang vor dem Feste Gelegenheit gehabt, ihren Weihnachtsmann zu begaffen, dieses Hanswurst-Ungetüm mit dem Lausbubengesicht unter Puppenlocken und in Puppenkleidern, das unter Zuhilfenahme eines Assistenten, den es aus einem Wanderzirkus geheuert zu haben scheint, sich im Schweiße seines weiß und rot angestrichenen Angesichts abmüht, den Kindern seine Güte und Liebe vorzugaukeln. Aber das

ist ihre, der Kinder dieses Landes, Sache. Auch ihnen wird dieser marktschreierische, lausbubengesichtige Santa Claus nach 30 — 40 — 60 Jahren wohl eine ebensoschöne Kindheitserinnerung sein, wie mir mein stiller, leise auftretender, unsichtbarer Niklas, der mir in der Weihnachtsnacht meinen Teller mit Naschwerk füllte und daneben den traditionellen Schimmelhengst aus Papiermache aufstellte. (Ich bin nie ein Pferdefreund gewesen, all meiner Wünsche Ziel waren Schießgewehre, doch wie sollte der Weihnachtsmann das wissen!).

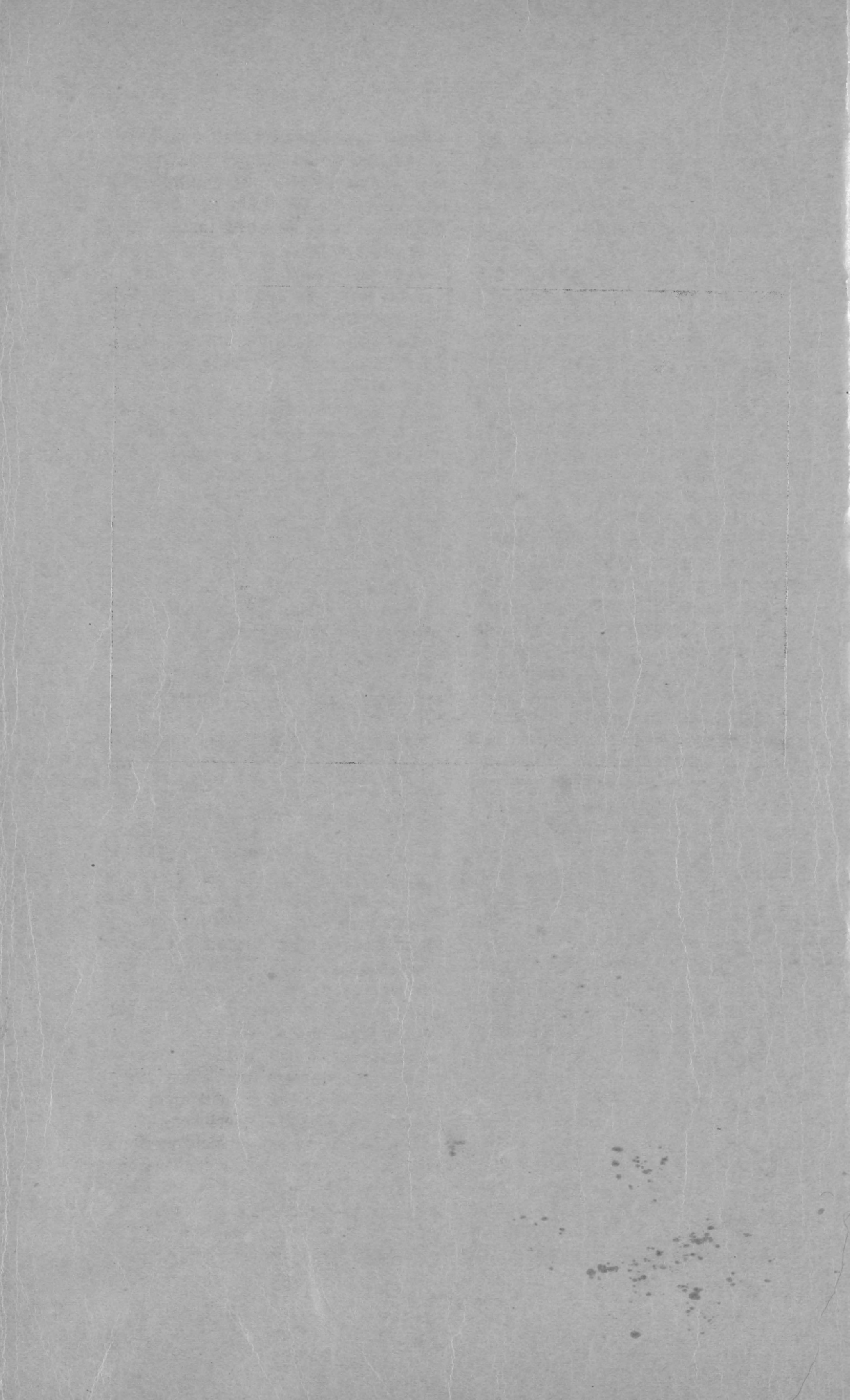
So weihnachtsmanngläubig war ich, als ich zum ersten Mal in den Bann der Weihnachtsgeschichte geriet.

Ich seh's noch, als ob es gestern gewesen wäre, wie wir Kinder an jenem Abend um den großen Eßtisch in der Kleinen Stube sitzen. Es ist der Abend vor dem Heiligenabend. Das ganze Haus ist gesäubert, die Fußböden gewaschen, alles ist fertig für das große Fest. Mutter ist aus der Eckstube, wo sie sich gewöhnlich abends aufhält, zu uns in die Kleine Stube gekommen und hat auch eine Arbeit mitgebracht. Ohne Arbeit war sie nie, unsere Mutter. Aber heute hat sie nicht grobe Flick- oder Stopfarbeit vor, heute tut sie kleinsonntägliche Arbeit: sie strickt an einem langschäftigen Strumpf, zu welchem sie die Wolle selber gesponnen hat. Sie strickt ihn vielleicht für mich, oder für einen meiner Brüder. Für die Schwester sicher nicht. Denn es war um die Zeit, als unter dem Einflusse der Mädchenschulen die mennonitischen Mütter Schwierigkeiten mit ihren heranwachsenden Töchtern bekamen. Sie wollten diese Strümpfe aus selbstgesponnener Schafwolle nicht mehr tragen. Da waren viele Gründe: sie „spickten" mit einmal, und dann die rote Farbe! — und rot wurden sie gefärbt, das gehörte dazu — und dann, na überhaupt, die seien garnicht fein, und die anderen Mädchen trügen sie auch nicht mehr. — Und die Mütter verspielten natürlich den Krieg auf der ganzen Linie. Auch das schließliche Wechseln der Farbe — von rot auf schwarz — konnte die Sache schon nicht mehr retten. Es blieb eben immer noch das „Spicken", vor allem blieb immer noch Peters Liese mit ihrer Mädchenschule: es blieb das Hauptargument, das Nicht-fein-sein. Wir Buben hatten noch nicht soviel Rücksicht auf allerhand konventionelle Feinheiten zu nehmen. Männlich ertrugen wir das anfängliche „Spicken" und fühlten uns nachher um so molliger. Und was machte es viel aus, daß unsere Füße, besonders nach linden Wintertagen, beim Zubettgehen rot wie frischgekochte Krebste aussahen. Kriegten wir das Rot nicht ab bei den Waschungen am Sonnabend, so konnte uns das nicht weiter verdrießen, im Frühling, wenn wir erst wieder barfuß liefen, würde sich die Farbe unter Einwirkung von Sonne und Regen schon von selbst verlieren. — Und ich habe auch während meiner ganzen späteren Studienzeit immer etliche Paare dieser Socken aus Mutters Fabrik — sie waren übrigens unter dem Einflusse der Zentralschulen agmählich auch für die Buben schwarz geworden — unter meiner Wäsche gehabt, für die Fälle, wo es darauf ankam, wirklich warme Füße zu behalten.

An so einem Strumpfe strickt Mutter also auch an diesem Abend. Die Schwester, sie war die Aelteste von uns Kindern und spielte sich auch stets als solche auf, holt das Buch mit der Weihnachtslektüre hervor und liest uns die Geschichte von eben dem armen Jungen vor dem großen Schaufenster vor. Ich schlafe jetzt zum ersten Mal nicht ein, wie in den frü-



A. DYCK
Bauernhof // Oelskizze



heren Jahren. Regungslos sitze ich auf der Schlafbank hinterm Tisch, stütze mein Kinn auf die aufeinandergelegten Fäuste und stiere bald auf den langsam entstehenden Strumpf, bald auf die Lippen der Schwester. Ich verstehe nicht die Hälfte von der Geschichte — das Hochdeutsch ist mir noch immer gar zu spaßig — und auch die kurzen plattdeutschen Erklärungen der Schwester helfen mir nicht viel. Was wußte ich schon viel von Schaufenstern. Unser kleiner Dorfladen hatte wohl überhaupt keine Fenster, wenigstens waren sie mir noch nie aufgefallen. Und auch in dem großen Laden im Nachbardorfe dienten die Fenster nur dazu, das Licht hereinzulassen. Was es dort etwa zu zeigen gab, stand auf Regalen an der Wand und meistens im Dunkeln. Desto lebhafter sah ich aber den armen verlumpten Jungen. Verlumpt mußte er sicher sein; denn alle armen Jungen, die ich gesehen, waren noch immer verlumpt gewesen. Aber warum dieser Junge in der Geschichte ein deutscher Junge sein mußte, das konnte ich nicht begreifen. Die deutschen Jungen waren doch nicht arm. Bei uns im Dorfe war doch niemand, der nicht satt zu essen gehabt hätte, und der am Weihnachtsabend nicht schön warm bei seinen Eltern hätte sein können oder auf dem Christbaumabend in der Schule. Das mußte doch ein sonderbares Land sein, daß da deutsche Jungen sich wie unsere russischen Bettelbuben auf den Straßen herumtrieben und froren und hungerten. Auch ein anderes konnte ich nicht begreifen, daß so ein armer Junge so gut und fromm sein sollte. Die Betteljungen, die durch unsere Dörfer strolchten, die waren weder gut noch fromm. Mit denen hatte ich mich schon so manches Mal mit Steinen geworfen, wenn sie nach dem Empfang der Gabe im Hause beim Weitertrollen noch schnell in den Vorgarten wischten und dort mit einigen geschickten Griffen eine Mütze voll halbreifer Aepfel mit Zweigen zusammen von den Bäumen rissen. Und wie sie fluchten! Aber in Geschichten war ja alles immer anders als bei uns im Dorfe. Soviel war ich schon inne geworden.

Auch mit dem guten freundlichen Herrn hatte ich meine liebe Not. Ich konnte ihn nirgends unterbringen. Auch er war mir im Leben noch nicht begegnet. —

Die Schwester klappte das Buch zu. Die Geschichte ist aus, und alles hat so ein gutes Ende genommen. Mir wird recht warm ums Herz über soviel Güte und Frömmigkeit. Wahrhaftig, wenn es wirklich so ein Land gibt, wo arme Jungen so fromm und nett sind und reiche, vornehme Herren fremde Kinder so reichlich beschenken, so möchte ich da auch sein. Möchte auch so ein guter und frommer Knabe sein oder ein so vornehmer und reicher Herr werden, der so viel Gutes an armen Kindern tun kann.

Lange noch beschäftigten sich mein kleiner Verstand und mein groß gewordenes Herz mit den Gestalten der Erzählung. Ich kann sie eigentlich schwer in Zusammenhang mit meinen Weihnachten bringen. In meinem Weihnachtsverstehen ist doch alles so ganz anders. Aber schön ist die Geschichte doch und — schon nur einmal schlafen, und dann kommt der Weihnachtsmann. Meine Gedanken fangen an sich zu verwirren, und während ich noch schwach gegen den Schlaf ankämpfe, verflechten sich die unwirklichen Knabe und Herr der Geschichte mit meinem wirklichen Weihnachtsmann zu einem einzigen untrennbaren Weihnachtserleben.

Und wenn ich heute diese meistens kindlich naiven und tendenziösen Weihnachtsgeschichten lese. an denen auch die mennonitische Literatur von Jahr zu Jahr reicher wird, so will ich gerne gestehen, daß sie doch immer

wieder Eindruck auf mit machen; denn sie führen mich in die Weihnachtsstimmung der Kinderjahre zurück, in der sich mir aus Wirklichem und Unwirklichem der erste Weihnachtszauber wob. —

Doch die Zeit ist um. Meine Halbmusen haben sich richtig nicht eingestellt, haben schmählich versagt, wie schon so oft, und so muß halt der Leser in Ermangelung einer richtigen Weihnachtsgeschichte mit armen Knaben und kranken Mütterlein mit dieser Plauderei und einem schönen Weihnachtsgruß von mir vorlieb nehmen.

Plaudereien aus der alten Heimat | Von Frau M - l

Chortitza, wer kennt nicht das liebe Dorf aus der Heimat, so zu sagen die Hauptstadt der alten Kolonie.

Wir wollen einmal einen Rundgang machen und alte Erinnerungen auffrischen. Da beginnen wir am besten gleich bei der Mädchenschule, diesem stattlichen Bau, gleich am Anfang des Dorfes. Obzwar die Mädchenschule noch auf Rosentaler Grund und Boden stand, hart an der Grenze, so wurde sie doch die Chortitzer Mädchenschule genannt. Wieviel schöne Erinnerungen knüpfen sich an die Zeit, als wir Mädchen noch jung und sorgenlos hier wohl unsere schönsten Lebensjahre verlebten. Teuer und unvergeßlich bleibt uns auch unser verehrte Lehrer Jakob Abramowitsch Klassen. Ach so deutlich höre ich noch den Spruch, den der Lehrer damals auf seinem Jubiläumsfeste, das zugleich auch sein Abschiedsfest von der Schule war, uns mitgab auf unseren weiteren Lebensweg: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit"! Ich glaube,wohl alle von den gewesenen und damaligen Mädchenschülerinnen, die dem Feste beiwohnen durften, haben diesen Spruch im Herzen bewahrt und ebenso die Erinnerung an den geliebten Lehrer.

Wir wollen uns hier noch etwas umschauen. Die große Paradetür steht einladend geöffnet, was nur an solchen Festlichkeiten geschah, sonst mußten wir Mädchen durch die Hoftür in die Schule treten. Wir sehen noch einmal die hohen Säulen im Vestibül, die breite gitterverzierte Treppe, — wie oft schritten wir diese Treppe hinan zur Morgenandacht in dem großen Saal. Doch nun ade, du liebes Haus, es ist ja alles anders geworden in der lieben Heimat, die wir verlassen mußten, und auch die Mädchenschule ist nicht mehr, obzwar der stolze Bau noch dasteht, doch keine sorglose jugendliche Mädchenschar geht dort mehr ein und aus. Wir gehen nun weiter. Gleich daneben steht noch die alte Musterschule und dann die Zentralschule. Die große Turmuhr grüßt uns freundlich, weiter hinten auf dem Hofe die Turnstangen.

Wie viele der Männer, die jetzt hier im neuen Lande dem Boden ihre Existenz abzuringen versuchen, haben dort einst in jugendlichem Übermut ihre Künste versucht. Es werden sich auch an diesen Hof und Bau viel teure Erinnerungen knüpfen. Doch wir wollen hier nicht stehen bleiben, gilt es doch noch einen weiten Weg zu machen. Gleich hinter der Zentralschule sehen wir ja unsere liebe alte Kirche. Die breiten niedrigen Fenster schauen noch so freundlich wie einst, und wir gedenken des Segens und Friedens, den wir oft in diesen Räumen genießen durften.

Nun folgen wir der Ahornallee, die die stille Kirche beschattet und

dann sich weiter zieht bis zum Gebietsamt. Einst war dieses ein wichtiger Ort, wo all die Fäden der mennonitischen Dörfer der alten Kolonie zusammenliefen. Hier wurden wichtige Fragen beraten und Beschlüsse gefaßt, die oft die ganze Ansiedlung angingen, ja von hier aus wurde die Ordnung erhalten und das Ganze regiert. Und all das ist aufgelöst, die mennonitische Regierung ist aufgehoben, und die Räume dienen jetzt anderen Zwecken. Wir gehen nun die Hauptstraße entlang, die Fabriken und Mühlen mit ihren hohen Schornsteinen zeigen von geschäftigem Leben. Und dort das schöne Denkmal, umgeben von blühenden Fliederbüschen und einem Gitterzaun. Der Platz rund um die hohe Säule ist sauber gehalten und mit Kies bestreut. Dieses Denkmal wurde zum Andenken an die einstige Einwanderung in Rußland gestellt. Nach hundert Jahren friedlichen Schaffens hatten es die Mennoniten zum Wohlstand gebracht. Doch wir schauen hinüber nach dem Osten und sehen dort die goldenen Kreuze leuchten auf der russischen Kirche. Hoch oben auf dem Berge steht die Kirche, und das Glockenläuten schallt zu uns ins Tal herab.

Als wir auswanderten, hatten wir schon vielmal Abschied genommen von allem was uns lieb und teuer war. Doch als wir dann erst im Zuge standen und derselbe sich langsam in Bewegung setzte, da umfaßte unser Blick noch zum letztenmal die Heimat, das liebe Dorf, die russische Kirche hoch oben auf dem Berge, ja das ganze Tal das sich bis zum Dnjepr streckte. Unsere Augen füllten sich mit Tränen, das Herz wollte schier brechen bei dem Gedanken „zum letztenmal". Leb wohl du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland ade! —

Da bin ich schon vorausgeeilt, und wir standen doch soeben noch am Denkmal und wollten fein sittlich das Dorf entlang gehen. Wohin wenden wir uns nun! Vor uns teilt sich die Hauptstraße in zwei Straßen. Die alte und die neue Gasse, wie sie genannt wurden. Gehen wir die neue Gasse, so kommen wir über den früheren Marktplatz, der jetzt aber, nachdem die Bahn gebaut war, keine Rolle mehr spielte. Alte Bauernhöfe, mit mächtigen Kruschkybäumen längs der Straße, wechseln mit modernen Neubauten, Villen der Fabrik- und Mühlenbesitzer, ab. Wir könnten nun rund um Chortitza gehen, wenn wir der Straße folgten, die im Norden die alte und neue Gassen verbindet. Aber da müssen wir doch noch einen Abstecher machen und eine Sehenswürdigkeit besuchen, die hundertjährige Eiche. Da steht sie im Winkel an einer kleinen Nebengasse. Ein mächtiger Baum, der seine Aeste fast über den ganzen Hof ausstreckt. Fünf Mann konnten mit ausgestreckten Armen ihren Stamme kaum umfassen. Wie alt diese Eiche schon ist, wer weiß es wohl genau, sie wurde immer die hundertjährige Eiche genannt und heißt wohl jetzt noch so. Wir ruhen ein Weilchen im Schatten der breiten Aeste und gehen dann zurück; denn wir müssen auch noch die schöne Natur Rosentals bewundern.

Wenn wir an der Mädchenschule vorbei gehen und so der Hauptstraße Rosentals folgen, kommen wir durch das sandige Dorf an der Querstraße vorbei. Letztere führte zum Dnjepr an dem Chortitzer Damm vorbei, der das Dorf von dieser Seite vor Überschwemmungen durch Hochwasser schützte. Hohe Pappeln rauschten an beiden Seiten des Dammes, und auch das Tal, das sich bis zum Dnjepr streckte, war hier dicht mit Pappeln und Weiden bestanden. Doch wir wollten erst im Rosentale weitergehen bis zur Brücke, die über den kleinen Bach führt, der jetzt im Sommer nur spärlich floß. Die hohen Pappeln

und dichten Weidenbüsche neigten sich über das Bächlein, als wollten sie das spärlich fließende Wässerlein vor der Sonne schützen, damit diese mit ihren heißen Strahlen nicht noch das letzte Naß austrockne. An der Südseite des Bächleins zieht sich ein kleines Wäldchen entlang, der Aufenthalt vieler Nachtigallen in lauen Frühlingsnächten. Wir wollen nun gleich noch den Koloniesgarten besuchen. Am Tore stehen zwei himmelhohe Pappeln wie zwei treue Wächter Tag und Nacht auf ihrem Posten. Früher führte eine ganze Allee solcher Pappeln bis tief in den Garten hinein, doch die waren schon den Stürmen der Zeit erlegen. Ein breiter Weg führt uns nun weiter, von einer Seite Gemüsebeete bis an den Bach, und von der anderen Seite ein Obstgarten bis auf den Berg hinauf. Das kleine Häuschen des Gärtners lag im Schatten hoher Bäume, es kam mir immer wie ein stiller, friedlicher Ort, fern vom Weltgetriebe, vor. Rund umher eine Fülle von Blumen. Jetzt biegen wir links der Brücke zu, die hier über den schattigen Bach führt. Wir stehen noch still und schauen ein Weilchen den vergnügten Enten zu, die im Bache, der hier etwas breiter ist, hin und her schwimmen.

Nun nehmen uns die schattigen Eichen und Erlen auf. Die drei schlanken Fichten, zwischen deren Stämmen eine lange Bank im Halbkreise angebracht war, kennt wohl jeder, der einmal diesen schönen Ort besucht hat. Und unter den hohen Erlen, die immer so geheimnisvoll rauschten, gedachte ich jedesmal des Liedes: „Ich ging unter Erlen, am rauschenden Bach —". Hier haben wir im Frühling die ersten Veilchen und dunkelblauen Trauben gepflückt, hier lauschten wir an mondhellen Sommerabenden der Nachtigallen süßen Liedern, hier hab ich manchen Jugendtraum geträumt.

Doch es wird Zeit, daß wir uns weiterbegeben, und wer weiß, ob noch einige dieser Baumriesen da stehen? Sie haben wohl alle der Sovietmacht ihren Tribut zahlen müssen.

Wir gehen nun langsam den Berg hinan. Oft müssen wir die Zweige des dichten Buschwerks auseinanderbiegen, um uns durchzudrängen. Die Luft riecht hier recht moderig unter den hohen Eichen von dem faulenden Laub. Jetzt treten wir auf die Bergwiese, und ein Pfad führt uns durch eine Pforte ins Freie. Hier ist noch der Kirchhof, die Ruhestätte unserer lieben Verstorbenen. Breite Kieswege unter den Ahornalleen und die Bänke laden zum Sitzen ein. Die wohlgepflegten Gräber und die vielen Grabsteine zeigen von Liebe und Gedenken, die auch hier den Toten gewidmet wird.

„Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten einst im Tal!"

In Gedanken versunken lassen wir unsere Blicke hinaus schweifen, weit über Tal und Dorf, und Wehmut schleicht sich in unser Herz. — Rasch erheben wir uns, noch sind wir nicht durch, wir lassen die Toten ruhen und wollen ihr Andenken im Herzen bewahren. Das Leben fordert seine Rechte, und wir sind auf Erinnerungswegen. Um uns einen Umweg zu ersparen, gehen wir vom Kirchhof hinunter durch einen der Gärten, die sich bis nahe an den Zaun den Berg hinaufziehen. Ach wie heimelt uns alles so an, doch wir dürfen nur in Gedanken verweilen an Stätten, die uns so teuer waren. Nun treten wir auf die Straße, blühende Gärten an beiden Seiten. Gerne möchten wir mehr davon sehen, doch die wohlgepflegten dichten Hecken wehren unserm Einblick. Darum wenden wir uns ostwärts. Hier steht ja der große Akazienbaum auf der Ecke, unter dessen Schatten die Zentralschüler und oft auch die erwachsenen Jungen so gerne auf dem Zaune saßen. Es war

für uns Mädchen oft wie ein Spieß-ruten-laufen, wenn wir an ihnen vorüber mußten, um ins Tal oder auf den Berg zu gehen. Nun geht's den steilen Berg hinau, und oben müssen wir ein wenig rasten, um noch einen Blick auf das Dorf zu werfen. Wie oft standen wir hier und ergötzten uns an dem Anblick der geliebten Heimat. Hier weht ein frischer Wind, und wir streben den ersten hohen Steinen zu bei der Kohlenbrennerei. Diese hohen Felsen waren gleichsam der Versammlungsort aller gesellschaftslustigen Jugend. Doch es gab immer auch solche, die die Gesellschaften mieden, die da allein ihre Wege gingen, abseits von den andern, mit der Sehnsucht im Herzen. Wie oft saß ich allein mit einem Buche auf solchen stillen vertrauten Plätzchen. Diesesmal wollen wir aber mitten unter die andern treten auf den hohen Stein. Von hier haben wir eine herrliche Aussicht weit übers Tal hinaus bis zum Dnjepr. An der linken Seite der Schweinskopf mit seinen knorrigen Eichen, in deren Schatten sich einst die ersten Einwanderer ihre Erdhütten bauten. Die Schanzen und Löcher der Hütten hat uns Großvater oft gezeigt, wenn wir da vorüberfuhren und uns erzählt, wie die Alten sich dort angesiedelt.

Doch als im Frühling das Hochwasser kam, der Dnjepr aus den Ufern stieg und sie sich plötzlich auf einer Insel befanden, von aller Welt und Verkehr abgeschlossen — da sahen sie ein, daß sie ihren Wohnsitz noch einmal verlegen mußten und wählten sich später das Rosental am Flüßchen Chortitza. So entstanden allmählich die beiden großen Dörfer.

Wir stehen aber noch auf dem hohen Felsen der Kohlenbrennerei, vor uns das breite Tal mit den vielen Weiden und dem Bächlein aus dem Koloniesgarten, das hier in das Flüßchen Chortitza mündet und sich dann durchs Tal bis zum Dnjepr windet. An der rechten Seite des Tales die hohe Felsenwand, die bloß hin und wieder von den einlaufenden Tälern, dem Holztale und Ziegelscheintale, unterbrochen wird. Und überall am Bergesabhang die hohen Eichen und Rüstern, die grauen Felsen sind mit saftigem Moos bedeckt und zur Osterzeit mit leuchtenden Maitulpen und Steingold überschüttet.

In der Ferne blaut der mächtige Fluß, wir sehen noch die schlanke Bogenbrücke die hohen Dnjeprufer bei Einlage überspannen. Doch auch diese ward ein Raub des Fortschrittes der neuen Regierung.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar!
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war — mein einst war . . . .

Niejaoaschwensch

Etj sach dän Schorschteen royki,
Etj wißt wol, waut jie moyki:
Scheeni Niejaoaschkoyki.
Jäw jie mie eeni,
Dan bliew etj schtaoni.
Jäw jie mie twee,
Dan fang etj aun tao gaoni.
Jäw jie mie dree enn fea taojlitj,
Dan wensch etj jü daut gaunzi Himelritj!

Silvester - Glocken | Von Peter Klassen (Quidam)

Obwohl die Ernte des Jahres 1920 eine totale Mißernte genannt wurde, hätte ihr Ertrag in unserer Gegend, — in der Nähe von Uralsk — doch ausgereicht, die ganze Bevölkerung durch den Winter zu bringen, und auch noch zur Saat wäre geblieben.

Doch das Zentrum Moskau und andere Städte hungerten schon vom Herbste an — es mangelte an Brot und Fleisch.

Die Rote Armee, das Städteproletariat, die Fabrik- und Grubenarbeiter, die Stütze der Revolution, mußten mit Brot versorgt werden, koste es was es wolle . . . .!

Prodotrjady und Troijki wurden in unsere Gegend geschickt, die für unerschöpflich reich galt, das von den Bauern versteckte Getreide und andere Vorräte ans Licht zu bringen und in die Städte zu transportieren.

Mit beispielloser Grausamkeit gingen die „Besen", wie die Brotbeschaffungs - Kommandos genannt wurden, an die Ausführung des Befehls.

Mißhandlungen, Gefängnis, Erschießungen ganz unschuldiger Bauern waren an der Tagesordnung, um das Volk einzuschüchtern.

Alles — tatsächlich alles! — wurde den Bauern genommen!

Weil die Schule zu E—d., wo ich Lehrer war, wegen Mangel an Heizmaterial für die kältesten Wintermonate geschlossen wurde, zog ich mit meiner Familie im Oktober 1920 zu meinen Schwiegereltern auf den Chutor N—1., um den alten Eltern in dieser schweren Zeit nahe zu sein und ihnen beistehen zu können.

E—d. gehörte administrativ zur Arbeits - Kommune der Wolgadeutschen, wie auch einige kleine Chutoren in der Nähe E—ds. N—1., aber, das 18 Werst abseits lag, gehörte zum russischen Rajon B. Darum war Vater der Willkür der „Besen" preisgegeben und wurde von ihnen als „Kupetz" — („Kaufmann", wie die Landbesitzer dort allgemein genannt wurden—) angesehen und auch behandelt.

Seine ziemlich großen Mehl- Brotgetreide- und Futtervorräte, seine Pferde- und Viehbestand waren bis Ende Dezember von Tag zu Tag kleiner geworden und so zusammengeschmolzen durch die vielen Requisitionen — das Saatgut war alles genommen —, daß an ein Weiterwirtschaften nicht zu denken war . . . !

Besonders gefürchtet unter den vielen „Besen" war der „Drei K" mit seiner Bande. Wo der aufräumte mit den Kuptzy, da konnte man mit einem Besen kein Körnchen mehr zusammenfegen, so rein nahm er alles weg! Er vertrieb die Besitzer, steckte sie ein oder schickte sie: „W Mogiljewskuju Guberniju!" — erschoß sie; oft eigenhändig!

Mehreremale war er auch schon bei uns auf N—1. gewesen. Durch dreistes Entgegentreten und Berufung auf meine Zugehörigkeit zur „Arbeits - Komm. der W—D" und Vorzeigen verschiedener Dokumente von hohen Sowjetsbehörden war es mir bis dazu gelungen, uns auf N—1. vor seiner brutalen Willkür zu schützen.

Da wurde für unsere Gegend von der Moskauer Zentrale ein Dekret herausgegeben: — alle Gewalt den lokalen Sowjets, um Lebensmittel für die Armee zu erlangen! —

Mit beispielloser Grausamkeit ging Drei K. jetzt an das Auspumpen aller Vorräte bei den Bauern; gegen die Kupzy erklärte er einen formalen Vertilgungskrieg.

Mich haßte er ganz besonders, weil er sich nicht an mich hatte hinanwa-

gen dürfen. Jetzt ließ er mir sagen, daß er jetzt Macht habe, mich an die Wand zu stellen. Ich solle mich bringen, wenn mir mein Leben lieb sei . .!

Das war am 28. oder 29. Dezember.

Unmöglich konnte ich die alten Eltern seiner Willkür überlassen und, um mich in Sicherheit zu bringen, zurück nach E—d. ziehen !

Ich blieb.

Mit Furcht und Bangen sahen wir jedem neuen Tage entgegen . . . .!

Der 30. Dezember war angebrochen, von Drei K. noch immer nichts zu sehen, nichts zu hören . . . .

Die Frauen gingen daran zu Neujahr das übliche Festgebäck zu backen. Es ist mir noch klar in der Erinnerung, (— wie sich einzelne Kleinigkeiten doch so tief in unser Gedächtnis einprägen!—), daß Mama am Herde stand und einen Kuchenteig vor sich hatte, als ich vorbei ging,und mich in bangem Ahnen fragte: „Waoa wie daut noch tüs enn em Fredi äti käni"? . . . .

Ehe ich ihr noch eine beruhigende Antwort geben konnte, stürzte Neta, meine zwanzigjährige Schwägerin, in die Küche und rief: „Drei K. mit seiner Bande kommt von B. über den Berg auf N—1. zu"!

Ich eilte ans Fenster und sah hinaus. Ja, da kam die Bande über den Berg auf uns zu! Allen voran Drei K. auf seinem gestohlenen reinrassigen Renner; hinter ihm, auch zu Pferde, etwa 20 Mann seiner Bande und dann ein langer Zug leerer Bauernschlitten . . . .

„Das gilt uns! Jetzt geht's los"! rief ich. „Laßt alles andere sein und tragt so viel ihr könnt in unsere Zimmer! (Die ich mit meiner Familie bewohnte). Ich lasse sie aus meinen Zimmern nichts nehmen. Sputet euch"!

Dann eilte ich in mein Schreibzimmer, verbarg einige wichtige Papiere, untersuchte meinen Karabiner, lud ihn und stellte ihn in eine Ecke; meinen Browning mit Patronen steckte ich in meine Hosentasche. Papa war gleich nach mir eingetreten. Bleich und vor Aufregung zitternd, sah er mir zu . . . . Als ich den Browning in die Tasche steckte, rief er ermahnend: „Peter, um Gottes willen, du willst doch nicht schießen?! — Laß' sie alles nehmen, aber versündige dich nicht! . . . . Du sollst nicht töten . . . ! denke daran"!

„Seien Sie unbesorgt, Papa! Ich lasse die Teufel, wenn's nicht anders geht, alles nehmen, aber — da ist Liese (meine Frau) und Neta; rühren sie die an, wie bei Neklujews, dann . . . . dann schieße und schlage ich, solange noch ein Funken Leben in mir ist . . . "!

Da jagten die Bestien auch schon mit wildem Geheul in den Hof. Nach dem Wirte fragten sie garnicht! Die Schlösser an den Speichern, der Schmiede und der Werkstube wurden mit Brechstangen abgeschlagen, herausgebrochen und einfach alles, was ihnen des Mitnehmens wert schien, auf ihre Schlitten geladen.

Ich ging hinaus. Mit den gemeinsten Flüchen ritt Drei K. auf mich zu, und mir seinen Nagan unter die Nase haltend, brüllte er: „Wott i na mojäj Ulitze Prasdnik nastal"! („Jetzt ist's auf meiner Straße Feiertag geworden.)

„Was soll dieser Blödsinn bedeuten"? fragte ich, äußerlich die Ruhe bewahrend.

„Das hat zu bedeuten, daß noch vor Neujahr, in 36 Stunden, ein jeder, der — njemetzkim Duchom pachnet — (mit deutschem Geruch behaftet ist), von hier fort sein muß, sonst lasse ich ihn erschießen. Darum bringt euch"! — und noch viel mehr sagte er . . . . .!

Ich ließ mich nicht einschüchtern und verlangte den Beschluß, das Protokoll der lokalen Behörden, womit er sein Auftreten rechtfertigte, zu

sehen, und brachte ihn so weit, daß er unsicher in seinem Auftreten wurde und seinen Leuten befahl, vorerst noch nichts aus dem Hause zu nehmen; er würde sich die Vollmachten holen.

Dann gab er Befehl, sonst „a l l e s“ zu nehmen und ritt mit zehn Mann davon. Die zurückgebliebenen „Besen“ und die russischen Bauern luden „a l l e s“ auf ihre und auch auf unsere Schlitten und fuhren es nach B. in den Rajsowjet. Pferde, Kühe, Jungvieh, Schweine und Schafe, alles wurde weggetrieben . . . . . !

So viel sah ich — unseres Bleibens war auf N—1. nicht mehr!

Alle hatten meinen Wortwechsel mit Drei K., der in forto-forto! geführt wurde, angehört,und nun konnte ich sie noch von einem Speicher, in dem unsere unbenützten Möbel und Sachen standen, und aus dem Hause fernhalten. Sie drohten: „Laß' nur erst den Drei K. zurückkommen, dann . . . .“!

Nichts Gutes voraussehend, nahm ich von einem hilfsbereiten Nachbarn einen Schlitten mit Pferd und fuhr unsere Kinder und unsere kleine Nichte, die bei uns zu Gaste war, nach dem 18 Werst entfernten E—d.

Da bat ich die E—der, Schlitten nach N—1. zu schicken, um meine Frau mit dem Baby und unsere Möbel und Sachen abzuholen.

Noch heute denke ich mit Dank im Herzen an die tatkräftige Hilfsbereitschaft meiner lieben E—der zurück. Wer es konnte — der kam —!

Die Pferde wurden nicht geschont!

Als wir nach N—1. kamen, war Drei K. noch nicht wieder dagewesen. Die Bauernschlitten, hochbeladen mit unserer Eltern Gut, waren abgefahren, nur sechs Mann der „Besen“ waren als Wache zurückgeblieben.

Eine gute Mahlzeit von meinen Vorräten, die noch nicht angetastet waren, machten die „Besen“, (mennische Rollkuchen und gebratene Wurst hatten die noch nie in ihrem Leben gegessen, wohl kaum gerochen!) —— da ihnen gesagt wurde, sie dürften essen, bis sie platzten, zu guten Freunden! Ein Auge kniffen sie zu,und mit dem anderen mußten sie die wundervollen Rollkuchen und Wurst bewachen . . . .

Und meine E—der beluden indes ihre Schlitten mit der Eltern und unseren wertvollsten Sachen und Möbeln und waren im Handumdrehen auch schon wieder fort. Spät in der Nacht kamen noch mehr Schlitten von E—d. Auch die wurden beladen und machten sich am 31. Dezember in aller Frühe auf den Weg und nahmen auch meine Frau mit unserem Baby und Schwägerin Neta mit.

Vater, Mutter und ich blieben, um noch zu retten, was da geblieben war; die E—der hatten versprochen, noch einmal mit ihren Schlitten zu kommen . . . .

Und dann kam Drei K. mit seiner Bande wieder. Als er sah, was inzwischen alles weggefahren war, gebärdete er sich wie toll . . . .! Er machte Anstalten, seine „Besen“ über den Haufen zu schießen . . . .

Ich trat seinem Vorhaben entgegen, wollte ihn zur Vernunft bringen; sogar Papa, der noch mit keinem Worte gegen die Fortnahme seines Eigentums protestiert hatte, erhob Widerspruch gegen die Erschießung der „Besen“, da die doch unschuldig seien. Die hätten vor lauter Rollkuchen und Würste nichts sehen und merken können . . . !

„Also seid ihr die Schuldigen! Ihr habt sie krank gefüttert und dann Volksgüter in einen anderen Rajon geschmuggelt! Gut, gut! Ich werde euch lehren“!

Aus fünf Mann ernannte er jetzt ein provisorisches Kriegsgericht, in welchem er den Vorsitz führte.— Was ich nicht wußte: unser Gebiet war gestern als sich im „Kriegszustande“

befindlich" erklärt worden, weil die Bauern sich erhoben und die „Besen" niedermachten. In unserem Gebiete herrschte der Rote Terror — das erklärt alles! —

Papa wurde zum Tode verurteilt, wenn er nach 24 Stunden noch in den Grenzen des B—er Rajons gefunden würde, könne ihn jeder erschießen, der es wolle! Auch ich wurde zum Tode verurteilt, aber mir gaben die Richter nur eine Galgenfrist bis Neujahr, d. h. nicht ganz neun Stunden, dann war auch ich vogelfrei und jedermanns Wild, das er erlegen konnte, und doch straflos ausgehen!

Gegen diese Urteile gab's keine Berufung!

Die galten! — Kriegszustand!—

Was nun?

Kein Pferd und kein Schlitten mehr da, die alten Eltern über die Grenze des Rajons zu bringen! Ich hätte die Grenze immer noch zu Fuß erreichen können....

Ein guter Nachbar erbot sich, die Eltern zur Nacht zu sich zu nehmen und sie am 1. Januar nach E—d. zu stellen. Papas Galgenfrist lief ja erst um 3 Uhr nachmittags ab, da war noch Zeit genug, und sie begaben sich zum Nachbarn.

Er bot auch mir Pferd und Schlitten an, aber als Drei K. dahinter kam, verbot er es ihm unter den schrecklichsten Drohungen, und der ließ sich einschüchtern.

Drei K. ritt hohnlachend ab, mir Grüße an all die Heiligen, die ich noch vor Neujahr im „Deutschen" Himmel treffen würde, mitgebend. Mir war es klar, daß er die 12 Mann „Besen" zurückgelassen hatte, um meine Flucht zu verhindern und dann nach 12 Uhr.... ??? —

„Wie mir diese Bande vom Halse schaffen"?, um weiter nichts war mir zu tun, darum drehten sich all meine Gedanken.

Und dann tauchte eine neue Gefahr auf! Bekannte Muschiki hatten den Besen verraten, daß ich eine große Dampfdreschmaschine an einen Kosaken für „Goldgeld" verkauft hätte — noch in 1918 — und viel Gold haben müsse! (Der Kosake hatte mir mit „Nikolajews" Geld bezahlt).

„Wo ist das Gold?— Her damit!"

Verneinen, verleugnen oder den Kerlen mit Vernunftsgründen kommen, war ja vergebliche Mühe....! Nur mit List konnte ich mir die Bande vom Halse schaffen. — „Da ihr es doch schon wißt, kann ich nicht leugnen, daß ich wirklich eine Maschine an den Kosaken verkauft habe. So dumm aber seid ihr auch nicht, zu glauben, daß ich das viele Geld in dieser Zeit bei mir tragen würde.."

„Natürlich nicht! — Wo ist es? — Zeige uns, wo du es vergraben hast! — Her mit dem Gelde", unterbrachen die mich.

„Werdet ihr mich laufen lassen, wenn ich euch sage, wo ihr danach suchen könnt?" —

„Wenn du uns genau die Stelle beschreibst, wo wir suchen sollen, dann lassen wir dich los; „Jegh Bogu!" — („So wahr Gott lebt)! so schworen die Leute, die an Gott nicht glaubten, bei seinem Namen.

„Wißt ihr, unter meinen Möbeln befand sich ein großer, mit grünem Tuch beschlagener Schreibtisch..."

„Weiß schon, habe ihn in deinem Zimmer gesehen", unterbrach mich einer.

„Nun, der Tisch wurde weggefahren. Hast du gesehen, was er für ungewöhnlich dicke, gedrechselte Füße hat? — In den Füßen befinden sich Geheimfächer...."

Weiter kam ich mit meinem Märchen nicht.

„Auf die Pferde und den Tisch gesucht"! und die Besen liefen zu ihren Pferden, schwangen sich in die Sattel und jagten davon, als hinge ihr Leben von der Schnelligkeit ihrer Pferde ab.

Ich war in einer verzweifelten La-

ge und konnte doch ein Lachen nicht unterdrücken, als die Besen den Schlitten nach B. nachjagten, den Tisch zu suchen, der nach E—d gefahren wurde.

Hauptsache: ich war die Bande los und konnte mich „bringen".

Ganz niedrig stand die Sonne schon! Jetzt hieß es, sich beeilen; denn die Bande würde bald zurückkommen und dann, wenn die mich . . . .

Was mich dazu bewog, ich weiß es nicht; genug ich machte noch einen Gang durch alle Ställe. Warf auch noch einen Blick in den Kamelenschuppen . . ,. und dann rührte sich da etwas . . . . Und als ich schon zurückgehen will, dann erhebt sich hinter der hohen Futterraufe der alte „Mischka", das einzige uns bis dazu verbliebene Kamel!

Den hatten die Besen vergessen mitzunehmen, oder, wahrscheinlicher, ihn hinter seiner hohen Raufe garnicht bemerkt.

Ich führte Mischka auf den Hof, und in Ermagelung eines Schlittens, spannte ich ihn in eine Powoska, (rußl. einspänniger, holzachsiger Wagen); denn ein Kamelenritt ist an und für sich kein Vergnügen; und dann erst bei unter 20 nach Reamur . . !—

Dann holte ich mir meinen Tulup, (großer Schafpelz) nahm im Gehen einen langen Forkenstiel, der mir als Peitsche für Mischka dienen sollte, von der Erde auf, bestieg die Powoska und begab mich auf die Flucht. Es begab sich aber nicht so leicht; denn Mischka wollte nicht, und wenn Mischka nicht wollte, dann wollte er eben nicht . . . . !

Mischka hatte so seine „Zoten", wie Papa, der sehr gut mit Mischka umzugehen verstand, immer sagte, wenn Mischka nicht wollte. Mit etwas Schrot oder Gerste ließ Mischka sich am schnellsten von seinen „Zoten" kurieren. Daß Mischka Herr der Situation war, wußte ich. Ich zog also meinen Tulup aus, kletterte von der Powoska und ging für Mischka Medizin suchen . . . .

In den großen Futterkästen in den Ställen gelang es mir, noch einige Handvoll Schrot und Körner zusammenzu-„pusten". Einen alten Eimer fand ich auch noch und nun begab es sich, daß ich mich auf die Flucht begab. Ich ging nämlich vorauf und ließ Mischka von Zeit zu Zeit einen „Haups" von seiner „Zotenmedizin" nehmen, anders wollte er nicht! — So aber wollte ich nach einer Weile nicht mehr —! Ich band dem Mischka den Eimer mit der Medizin unters Maul, kletterte in die Powoska und hieß ihn gehen. Mit dem Forkenstiel ihm noch von hinten „Zotenmedizin" aufstreichend, geruhte er, sich in Trab zu setzen und dieses Tempo behielt er auch für sechs Werst bei. Wir befanden uns auf der letzten Anhöhe vor der Soljanka, als die Sonne unterging. (Soljanka Fluß).

Ich hielt an, Mischka etwas sich verschnaufen zu lassen. Die Powoska ging immer mit zwei Rädern in knietiefem Schnee; denn sie war breitspuriger, als alle Schlitten. Mischka war schon müde!

Noch zwei Werst und ich war über die Soljanka, jenseit der Grenze des B. Rajons und, — theoretisch — gesetzlich in Sicherheit; denn in „W.K." hatte Drei K. mit seiner Bande laut Gesetz absulut keine Macht und Gewalt. In Wirklichkeit aber lagen die Sachen so, daß sie mit mir kurzen Prozeß machen würden, sollten sie mich einholen und fangen.

Ich stellte mich auf das Seitenbrett der Powoska und hielt Ausschau nach meinen etwaigen Verfolgern . . . .

Wo Neta sie am vorigen Tage hatte über den Berg kommen sehen, da tauchten sie jetzt, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen, hinter N—1. wieder auf; vierzehn Mann zählte ich, die in fliegendem Galopp auf N—1. zusprengten. Sie konnten mich nicht sehen;

denn ich konnte nur eben mich so hoch heben, um über den Anhöhenrücken zu sehen. Dennoch würden sie gleich meine Verfolgung aufnehmen, die Powoskaspur würde ja ihnen den Weg zeigen, den ich genommen . . . !

Etwa acht Werst Vorsprung hatte ich; doch mein Mischka war müde und würde kaum den Fluß erreichen können, bevor meine Verfolger auf der Anhöhe sein würden, auf der ich jetzt hielt.

„Hatsch"! („Vorwärts" — in der Kamelensprache). „Hatsch, Mischka"! Aber — der regte sich nicht! Mischka hatte wieder „Zoten"! — Er wollte nicht, und wenn Mischka n i c h t w o l l t e, d a n n w o l l t e er n i c h t ! ! ! !

Ich bat ihn erst in der höflichsten Kamelensprache, doch gescheit zu sein — wir würden doch verfolgt — Mischka stand!

Ich ließ nun meinen Forkenstiel in nachdrückliche Tätigkeit treten . . . . ! Mischka schien das nichts anzugehen; er rührte sich nicht und stand still und fest, als wäre er an- und steifgefroren . . . . !

Ich hatte mich müde geschlagen ohne jeglichen Erfolg — Mischka stand und sah mich wie verächtlich mit seinen sanften Augen an . . . .

Dann zog ich meinen Tulup aus, legte ihn in die Powoska, nahm den Forkenstiel, sprang in den Schnee und schlug auf Mischka drauf los, — wie es manchmal vorkommen mußte, — damit Mischka wollte, w e n n e r n i c h t w o l l t e !

Und plötzlich w o l l t e Mischka, und so sehr w o l l t e er, daß ich eine Werst oder mehr hinter ihm herlaufen mußte, ehe ich ihn, zum Hinfallen müde, einholte und von hinten auf die Powoska klettern konnte. . .

Dafür war Mischka dann aber auch sehr gescheit. Ich brauchte nur meinen Forkenstiel heben, dann w o l l t e er schon sehr und trabte.

Als ich die Soljanka erreichte, und auf das spiegelblanke Eis fuhr, war es so finster, wie es in einer sternenhellen Nacht werden kann, d. h. — tiefe Dämmerung: helle genug, auf weite Entfernung ein Fuhrwerk wahrnehmen zu können, aber zu finster, die Spuren meiner Powoska auf dem Eise zu sehen.

Ich kannte das Gelände und den Fluß sehr gut. Etwa hundert Faden links vom Wege machte der Fluß eine scharfwinkelige Biegung nach Süden. Sein Ufer war da sehr hoch und auf meinen Jagdgängen hatte ich gesehen, daß in manchen Wintern die Schneewehen sich da hoch türmten und förmlich Höhlen bildeten.

Vor Mischka hergehend, führte ich ihn auf dem Eise um die Ecke der Flußbiegung. Wie ich erwartet, so fand ich es. Die weit über das hohe Ufer hervorstehenden Schneewehen bildeten eine Art Dach und Höhle, ein Versteck für mich und Mischka. Da konnten wir nur gesehen werden, wenn die Verfolger uns bis um die scharfe Ecke der Biegung folgten.

Ich führte Mischka ganz dicht in die Ecke und er folgte willig. Dann streute ich etwas Heu aus der Powoska unter ihn und befahl: „Tschock, Mischka, tschock"! Das verstand er besser, als „Hatsch"!

Mit sichtlichem Wohlgefallen ließ er sich auf das Heu nieder und beschnupperte mich dankbar, als ich meinen Tulup ihm über den Höcker breitete und mich auf seinen Hals setzte, mich auch mit dem Tulup bedeckend, daß nur meine Augen frei blieben.

Ihm die Stirne krauend und ihm beruhigende Worte zuflüsternd, harrte ich mit Bangen der Dinge, die sich abwickeln mußten . . . .

Angestrengt horchte ich in die Nacht hinaus . . . ?? Nichts zu hören!

Nach etwa einer halben Stunde hörte ich meine Verfolaer kommen, und bald darauf auch den Hufschlag

ihrer Pferde, als sie über das Eis sprengten in der Richtung auf E—d. zu.

Werden sie zurückkommen, wenn sie die Powoskaspur nicht finden?

Nicht lange hatte ich auf Antwort zu warten!

Gotteslästerlich fluchend kamen sie zurückgesprengt und hielten auf dem Eise. Deutlich hörte ich jedes ihrer Worte:

„Bis aufs Eis habe ich die Powoskaspur verfolgt. — Er muß auf dem Eise weiter gefahren sein. Fünf Mann rechts und fünf Mann links reiten den Fluß entlang und suchen jeden Winkel, jede Krümmung ab. Wir warten hier, bis ihr zurückkommt; er kann noch nicht weit weg sein.— Schaut mit Beiden! (Augen). — Vorwärts"!

„Entdecken sie mich, bin ich verloren"! sagte ich zu mir selber.

Ich kroch hinter Mischka und suchte in meinen Taschen nach meinem Browning ....

„Sehen können sie mich hinter Mischka nicht. — Auf ihren Anruf antworte ich nicht. — Kommen sie heran, um mich zu nehmen .... auf so kurze Entfernung lege ich wenigstens drei Mann, vielleicht alle fünf nieder, wenn sie nicht zu zerstreut kommen; denn sie glauben mich unbewaffnet und erwarten keinen Widerstand. — Ehe die anderen herankommen, habe ich der Gefallenen Karabiner und, hinter jener Wehe versteckt, knalle ich sie einen nach dem anderen von ihren Pferden; denn auf dem glatten Eise können sie nur langsam reiten. — Fallen erst einige, nehmen die anderen Reißaus. — Ich fange mir ein reiterloses Pferd ein und reite auf Tod und Leben ....! Blitzschnell zuckten diese Gedanken durch mein Hirn, während ich noch immer nach meinem Browning suchte ....

Und der lag in Vaters Träbertonne auf N—1., wohin ich ihn geworfen hatte, als ich von Drei K. und seinen Besen bis auf die Haut nach Gewehren untersucht wurde.

Ganz nahe klangen die Hufschläge auf dem Eise — „Gleich werden sie um die Ecke biegen, und ich wehrlos ihnen preisgegeben ...."!

Wer jemals in ähnlicher Lage gewesen, der weiß, daß es unmöglich ist, die Gefühle zu beschreiben, die einen in solchem Moment bewegen!

„Da sind sie ....! Nein? .... Sie halten hinter der Ecke ...."?

Fünf, vielleicht nur drei Schritte weiter, wenn sie geritten wären, und sie hätten mich entdeckt! — Die „Vorsehung" hielt sie zurück, die entscheidenden paar Schritte nicht zu tun!—

„Nein, Towarischtschi, nach dieser Seite ist er nicht abgebogen! Wir können das Eis eine Werst weit klar übersehen und so weit kann er mit dem Kamel noch garnicht fortgekommen sein ...."

(„Tschock, Mischka, tschock" flüsterte ich meinem Kamel ins Ohr; denn es hob den Kopf und schnupperte in die Luft. Ein Schrei oder auch nur eine leise Bewegung, daß die Powoska knarrte und ich wäre verraten. Tschock,Mischka, tschock!— während jener sprach —)

„.... Auch würde der Hundesohn nicht so dumm sein, diesen Weg zu nehmen, weiß er doch, daß er weiter weg garnicht aus dem Fluß herauskommt; denn die Ufer werden immer höher".

„Richtig, richtig! Er wird nach rechts abgebogen sein, hoffend, vor uns D—gins Chutor zu erreichen, dort ein Pferd zu leihen und zu entkommen. Geben wir eine Salve den Fluß entlang und reiten zurück"!

„Gott sei Dank"! seufzte ich aus inbrünstigem Herzen erleichtert auf.

Doch! — — hatte ich zu früh gedankt und gejauchzt ....?!

Erst ein Pferdekopf und dann ein zweiter zeigten sich um die Ecke der Biegung ....?!

„K r a ch"! donnerte die Salve übers Eis....

Mischka erschrack und wollte sich erheben... und selten erhebt ein Kamel sich, ohne dabei einen Schrei auszustoßen....

„Tschock, Mischka, tschock! Um Gottes willen, tschock" schmeichelte und bat ich das unvernünftige Tier, ihm die Worte ins Ohr flüsternd, ihm die Stirn krauend.... — und Mischka schwieg.

Meine Verfolger ritten zurück; ich hörte sie ihrem Führer Bericht erstatten und dessen weitere Befehle.

Zwei Mann sollten den fünf, die rechts geritten waren, nachreiten und ihnen suchen helfen. Er selbst mit sechs Mann würde nach A—a reiten. Dahin würde ich meine Schritte lenken; denn das sei schon im Gebiet der „W.K." (Das war meine Absicht gewesen!) Aber fänden sie mich da, dann würden sie mich mitnehmen nach B. und dann....!!

Darauf ritten sie ab....

Ich wartete, bis ich sicher war, sie könnten Mischka nicht hören, wenn der beim Aufstehen schreien würde; denn das tat er immer, wenn er nicht w o l l t e. Dann befahl ich ihm: „Hatsch, Mischka, hatsch"! Welches Glück! Mischka w o l l t e!

Ohne Geschrei erhob er sich. Ich führte ihn auf dem Eise zurück auf den Weg und das Ufer hinauf und lief dann hinter der Powoska her, um mich zu erwärmen; denn mich fror schon ganz erbärmlich!

Drei Werst hatte ich guten Weg vor mir, dann mußte ich abbiegen, um nicht nach A—a zu kommen, wo meine Verfolger mich erwarten wollten.

Nachdem ich mich etwas erwärmt hatte, stieg ich wieder auf die Powoska, hüllte mich in meinen Tulup und — ermüdet und erschöpft von den physischen Anstrengungen und den seelischen Aufregungen — schlief ich ein....!

Wie lange ich geschlafen hatte, weiß ich nicht. Ich erwachte, als Mischka einen seiner schauerlich klingenden Schreie ausstieß und stehen blieb.

Erschreckt sprang ich auf...!?

Die Sterne waren verschwunden! Dichter Nebel hüllte alles ein undurchdringliche Finsternis, und Mischka war vom Wege abgewichen — stand bis über die Knien in losem Schnee! — Warum er von der hoch aufgefahrenen Schneebahn herabgegangen, ist mir noch heute ein Rätsel. Ein erfahrenes Kamel tut das nie, und Mischka war sehr erfahren; er war mein Altersgenosse — hatte drei Jahrzehnte hinter sich. — —

Ich ließ ihn stehen und ging den Weg suchen, fand ihn aber nicht.

Ich wußte nicht wo ich mich befand. Was tun?

Nebel und Schnee — alles war gleich: eine undurchsichtbare milchige Masse, in der ich von meiner Powoska aus Mischkas Kopf nicht sehen konnte, wenn ein Windzug die Nebelschwaden zusammenballte.

Und in dieser Masse irrte ich dann Mischka am Zügel führend und knietief Schnee stampfend, umher....

Eine Stunde... die andere...?

Eine Ewigkeit lang, deuchte es mir....!

Mich fror, daß ich ganz zitterte und die Finger versagten schon den Dienst....

Mischka w o l l t e nicht mehr — ließ sich schleppen und ich konnte fast nicht mehr weiter....

Plötzlich, als ein Windhauch die Nebelschwaden hin und her wogte, bemerkte ich die verschwommenen Umrisse einer unbewohnten, halbverfallenen Kirgisensemljanka (Erdhütte).

Sie schien im Nebel sehr weit entfernt zu sein und ungeheuer groß. Ich merkte mir die Richtung nach dem Winde und steuerte auf sie zu...

Mit einem Dutzend Schritte hatte ich sie erreicht; der Nebel hatte mich über die Entfernung getäuscht.

Aber was half sie mir? — Ich umging sie mehreremale, konnte sie jedoch bei dem Nebel und unter dem Schnee nicht erkennen. Es gab da meines Wissens drei solcher Ruinen, nach welchen ich mich hätte orientieren können, wenn ich gewußt hätte, welche ich vor mir hatte.

Hoffnungslos stand ich im Schnee, lehnte mich mit der Brust an die Powoska und schlug mit den Händen auf das Heu in der Powoska, und dachte ... dachte ... dachte ...!

„Bleibe ich hier, erfriere ich ....! — Lasse ich Mischka hier und schleppe mich weiter .... wohin? — Im Kreise umherirren? — Vor Erschöpfung niedersinken und ....

. . . .

Schüsse hallen durch die Nacht! ...; Sie kommen näher .... werden lauter ....!

„Wer kanns sein"? frage ich mich und beantworte die Frage auch gleich selber: „Meine Verfolger! Sie folgen meiner Powoskaspur und sind mir auf den Fersen! — Sie kommen schnell näher"!

. . . .

„Erbarme dich, Herr! Hilf, mein Gott; dein Arm zu helfen ist noch nie zu kurz gewesen! — Soll ich denn hier noch in die Hände dieser erbarmungslosen Würger fallen, nachdem du mich ...."

In zwiefacher Todesgefahr schwebend, habe ich nie vorher auch nie nachher meinen Gott mit solcher Inbrunst um Hilfe angefleht ....!

Nie bin ich der Verzweiflung so nahe gewesen, wie in jener Nacht.

Die Müdigkeit wollte mich übermannen — schlafen, nur schlafen, — war mein einziges Verlangen, und die Verfolger kamen immer näher ..!

Keine Hoffnung mehr! Wie lange noch würde ich dem Schlafe widerstehen können ... einschlafen, um nie wieder zu erwachen; — das wäre noch das beste ....! Wenn meine Verfolger mich fänden und ich wäre tot, dann könnten sie mir nichts mehr anhaben!

Einschlafen und — Schluß!

Meine Gedanken und Sinne verwirrten sich, ... schon fielen mir die Augen zu, obwohl ich mich gegen das Einschlafen sträubte ....

. . . .

Plötzlich schallten und hallten wie Engelsstimmen helle und klare Töne durch die kalte Neujahrsnacht und weckten mich, brachten mich zur Besinnung, in die Wirklichkeit zurück ..

„Silvester ist's! — Das sind die Silvesterglocken von B., die das neue Jahr einläuten"! rief — schrie ich in die Nacht hinaus.

Wie Engelsbotschaft, die mir meine Rettung verkündigte, klangen mir die Silvesterglocken!

„Dort liegt B. — Dann ist dieses die Hütte auf meines Freundes E—ns Lande, und ich bin nicht mehr als 50 Faden von seinem Chutor ab. „Hatsch, Mischka, hatsch!! — Hatsch doch, Mischka! Witterst du den warmen Stall denn nicht"?!

Aber Mischka witterte nichts und w o l l t e nicht .....!

Mir waren die Hände schon so verfroren, daß ich die Finger nicht mehr bewegen konnte. Mit den Zähnen faßte ich den Zügel und führte stolzernd und wankend, den Mischka in der Richtung auf E—ns Wohnhaus zu, das etwa noch 200 oder mehr Faden ab war. Hecken und Bäume die aus dem Nebel auftauchten, zeigten mir den Weg. ....

Und dennoch wäre ich erfroren, wäre es nicht Silvesternacht gewesen, hätten die Silvesterglocken nicht geläutet .....!

Ehe ich das Wohnhaus erreichte, sank ich erschöpft in den Schnee und konnte mich nicht mehr erheben; mei-

ne Glieder versagten den Dienst.

Ich schrie und rief um Hilfe, — bei E—ns war noch Licht, ich sah es durch die Bäume blinken, — aber niemand hörte mich, niemand kam . .

Mir vergingen die Sinne.—Stockfinstere Nacht war's plötzlich!

Wie lange ich besinnungslos gelegen . . . . ich weiß es nicht . . . .

E—ns Sohn stand, eine Laterne in der Hand, vor mir und eine Meute kläffender Hunde umkreiste uns; mehr wußte und weiß ich nicht!

Nach wenigen Minuten war ich im Hause und wurde sachgemäß behandelt.

Als ich erst aufgetaut war, wieder sprechen konnte und mich an Tante E—ns Kaffee, den sie extra stark für mich bereitet hatte, erquickte, mußte ich meine Erlebnisse erzählen.

Als ich fertig war damit, sagte Onkel E—n mit vor Rührung und Ergriffenheit zitternder Stimme und feuchten Auges:

„Silvesterglocken – Gottes Stimme!"

Und nach ernstem Schweigen erzählte er: „Wir gehen gewöhnlich um neun Uhr,selten später zu Bette; und liegen wir erst einmal drin, dann bringt uns kein Hundegebell mehr aus den Federn. Heute nun wollten unsere Kinder durchaus aufbleiben, das „Neue Jahr" abzuwarten und die Silvesterglocken vom Kirchturme zu B. das „Neue Jahr" einläuten hören.

Ich wollte es nicht erlauben; — die Nacht ist zum Schlafen und nicht zum . . . .! Die Mädchen aber ließen nicht nach mit Bitten, und schließlich erlaubte ich es denn doch, und darum waren wir noch so spät auf.

Als wir schon zu Bette gehen wollten, wurden die Hunde im Stalle sehr unruhig und erhoben ein so wildes Geheul, wie sie nur tun, wenn sie Wölfe in der Nähe wittern. Ich schickte Hans in den Stall, nachzusehen und die Biester zu beschwichtigen. Die drängten sich bei der Tür und verlangten stürmisch, hinausgelassen zu werden.

Hans ließ sie hinaus und fort stürmten sie auf die Straße, auf einen unerkennbaren Gegenstand zu . . . Das war kein Wolf; den hätten meine Hunde gleich genommen! — Hans ging mit der Laterne hin und fand dich! — Ja, ja, — Wie sonderbar! Nein, wie wunderbar, wie sich alles zu deiner Rettung gefügt hat! — — Ist's nicht ein Wunder? — Sind die Silvesterglocken nicht Gottes Stimme"? —

„Ja!" sagte ich. „Das größte Wunder, das ich je erlebt habe und das ich nie vergessen werde: „Silvesterglocken" sind Gottes Stimme"!

Und dann gingen wir zu Bette und am Neujahrsmorgen sehr frühe fuhr E—ns Hans mich nach E—d., wo ich meine Familie heil und gesund vorfand. Einige Stunden später brachte Nachbar K. unsere Eltern nach E—d.

Aller irdischen Güter beraubt — aber alle heil und am Leben, — ich dank der Silvesterglocken, — waren wir nun wieder alle vereinigt und in Sicherheit vor Drei K. und seiner Bande.

Wen nimmt's Wunder, wenn ich heute, nach fünfzehn Jahren, noch alles in der Erinnerung habe, als wär's gestern geschehen; und daß ich jedesmal an das Wunder jener Neujahrsnacht denke, wenn ich die Silvesterglocken klingen höre?

Mir bleiben die Silvesterglocken Gottes Stimme, die mir in jeder Neujahrsnacht viel zu sagen haben!

Und wem haben sie nichts zu sagen, wenn sie zur Mitternachtsstunde ernst und feierlich der ganzen Welt verkündigen:

„Wieder ein Blatt im Buche der Zeit umgeschlagen!"

Ich frage mich dann — und jeder, der's tut, tut klug daran — :

„Ist's vielleicht das letzte Blatt im Buche meiner Zeit, das ich nun anfange abzulesen?" —

Die Mennoniten in aller Welt

Paraguay

— Im „Boten" erschien vor geraumer Zeit unter der Überschrift „Was geht im Chaco vor"? das Folgende: „Aus Fernheim in Paraguay kommen alarmierende Nachrichten. Heinrich Schröder in Deutschland hat dorthin das bestimmte Angebot gemacht, fünfzig Familien aus dem Chaco nach Deutschland in eine „Traditionskolonie" zu verbringen. Eine begreifliche Unruhe hat dadurch die Siedler erfaßt, und die an sich vielleicht gute Angelegenheit droht die junge Ansiedlung sehr empfindlich zu schädigen.

Was ist das eigentlich, eine „Traditionskolonie"? Arbeitet Schröder zusammen mit Herrn Benjamin Unruh in Karlsruhe, mit unseren Komitees und mit der Verwaltung in Fernheim? Wer finanziert das teure Unternehmen? Handelt Schröder im Einvernehmen mit der deutschen Regierung? Oder ist die ganze Angelegenheit lediglich eine verantwortungslose Phantasterei eines tatendurstigen „Auch - Kolonisators"?

Mit unendlicher Mühe und schwersten Opfern haben unsere Komitees jene Chacoansiedlung möglich gemacht, und viele Tausende unserer Glaubensgenossen in der ganzen Welt steuerten ihren Dollar bei, um ihren gehetzten und verhungernden Brüdern aus Rußland zu helfen. Und wenn man es heute für notwendig erachtet, einen so großen Teil jener Familien wieder nach Deutschland zurückzuholen, so haben unsere Komitees und auch unsere Oeffentlichkeit zum mindesten ein Recht, zu erfahren, was dort eigentlich vor sich geht. Wir bitten sowohl Herrn Schröder als auch unsere Komitees sehr dringend um Aufklärung.

Ein ehemaliger Helfer".

Darauf erfolgt nun im „Menno-Blatt" folgende Antwort des Fernheimer Kolonieamtes: „Es nimmt uns nicht Wunder, daß obiger Artikel in einem kanadischen Blatt gebracht wurde. Nun, da unsere Wohltäter über diese Sache Aufklärung verlangen, was von uns auch recht gut verstanden wird, wollen wir antworten.

Wir haben als Kolonie absichtlich zu diesem Projekt, das nach unserem Dafürhalten ein großes Hirngespinst ist, geschwiegen. Nicht daß wir etwa die „Traditionskolonie" als solche hier beurteilen wollten, aber daß man h i e r dafür agitierte. Sagten wir uns doch, daß das neue Deutschland, das im Innern große Kämpfe zu bestehen hat,das selber übervölkert ist und mit Recht als „Volk ohne Raum" bezeichnet wird, das uns ferner mit großen Unkosten nach übersee verbracht hat, heute ganz andere Probleme zu lösen hat, als Menschen, die tief verschuldet sind, nur so mir nichts dir nichts zu Globetrottern zu machen. Solch ein Unternehmen zu finanzieren, wäre Deutschland nicht so ohne weiteres zuzumuten; denn wir wissen, daß das, was Deutschland tut, ganz getan wird und deshalb teuer kommen müßte. So ist es auch ganz berechtigt, wenn „ein ehemaliger Helfer" anfragt, ob Herr B. Unruh, unsere Komitees und die Fernheimer Verwaltung etwas darüber wissen. Es muß hier gesagt werden, daß unser Amt nichts mit dieser Sache zu tun hatte, als nur, sie abzustoppen bei unsern ahnungs-

losen Leuten, die dazu verleitet wurden. Heute ist denn auch die Sache bereits veraltet und in's Wasser gefallen. Leider geben sich solche Utopisten keine Rechenschaft darüber, wieviel Energie bei ähnlichem Vorgehen unnötig verpulvert wird, und das ist recht bedauerlich.

Das Fernheimer Kolonieamt".

— Wie das „Menno-Blatt" berichtet, ist der Gesundheitszustand in der Kolonie als normal zu bezeichnen. Es warten mehrere Bruch- und Blinddarmkranke, bis das Krankenhaus endlich einmal einen qualifizierten Arzt erhält, um endlich von ihren Leiden erlöst zu werden. Herr von Ossig, der einige Zeit in der Anstalt gearbeitet hat, mußte schließlich entlassen werden, da er nicht in der Lage war, sich als Arzt zu legitimieren. So wird denn das Hospital von der Hebamme, Frau Dörksen, bedient, der Schwester A. Martens, die ihre Ausbildung in Deutschland erhielt, zur Seite steht.

Ab und zu wird die Anstalt von einem Regierungsarzt aus Asuncion besucht. Die Trachomabehandlung auf der Ansiedlung ist einem Sanitätslieutenant, Herrn D. Latkowsky, aufgetragen worden. Er ist der russischen Sprache mächtig, so daß die Ansiedler sich mit ihm verständigen können. Die Behandlung der Augenkranken erfolgt unentgeltlich. —

— Der Hersold

Auf der neuen Ansiedlung in Paraguay ist man ganz von Anfang darauf bestrebt gewesen, das Schulwesen zu pflegen. Hierzu gehören nicht nur akademisch gebildete Lehrer, sondern auch praktische Schulhäuser. Eine neue Schule wurde im Dorfe Karlsruhe gebaut, und das Schulweihfest am 29. September von der Dorfsgemeinde gefeiert. Das Schulgebäude ist nach dortigen Begriffen ganz modern gebaut, der Saal geräumig, recht hell und die Decke verziert; die Balken sind aus rotem Quebrachoholz geschnitten; gedeckt ist das Gebäude mit Wellblech. Alle Arbeit haben die Dorfsbewohner als Scharwerk selber geleistet unter Beaufsichtigung des Baumeisters H. Epp, der die Sache zur vollen Zufriedenheit der Bürger ausgeführt hat. —

— „Steinbach Post"

Die Chaco-Indianer haben seit der Ankunft der Mennoniten doch schon ansehnliche Fortschritte gemacht: Anfangs nahmen sie für ihre Arbeit nichts als Nahrungsmittel oder aber Kleidungsstücke. Doch haben sie jetzt schon den Wert des Geldes kennen gelernt und nehmen es jetzt nur zu gerne. Den Mangel an Rechenkunst überkommen sie dadurch, daß sie sich ihre Arbeit in 5-Peso-Scheinen auszahlen lassen und schwer zu bewegen sind, andere als die genannten Scheine zu nehmen. Langsam wenn auch, lernen sie doch allmählich den Wert des Geldes kennen. Sie sind sparsam und führen öfters nette Summen Geldes mit sich. — Der Kaufwert des par. Pesos ist in stetem Sinken, und ein Sack Mehl dürfte etwa 1,200 bis 1,500 Pesos kosten, so daß gegenwärtig wohl auf vielen Stellen Paraguays Schmalhans Küchenmeister ist.

— „Der Herold".

Die Mennonitenkolonie Fernheim, die in einem gewaltigen Ringen um den Aufbau ihres Schulwesens steht, hat Br. A. Harder, Kaiserslautern, Deutschland, einen leitenden Posten im Erziehungswesen der Ansiedelung übergeben. Die Gemeinden Deutschlands sorgen für die Reiseunkosten. „Es ist etwas bewunderungswürdig Großes, daß die Ansiedler in solch kurzer Zeit daran denken, ihr Schulwesen, das in Rußland in seltener Blüte stand, gründlich auszubauen".

Brasilien

— Nach der „Brücke".

Schon seit zwei Monaten hat man auf der Ansiedelung Regen gehabt, so daß Überschwemmungen vorgekommen sind und stellenweise auch Schaden angerichtet worden ist. Die Luft ist dick voll Feuchtigkeit und scheint mit allen möglichen Krankheitskeimen angefüllt zu sein. Es ist jedenfalls klar, daß der Ansiedelung ein Arzt dringend notwendig tut. Man sieht darum der Ankunft des Dr. Dyck mit Familie sehnsüchtig entgegen. Mit demselben Dampfer erwartete man auch die Ankunft Br. J. J. Penners, der seit 12 Jahren in Deutschland weilte, sich jetzt jedoch entschlossen hatte, in Brasilien anzusiedeln.

Sieben Lehrer von den rußlandeutschen Flüchtlingen meldeten sich in Hammonia, um sich die Berechtigung zum Unterricht in der Landessprache (portugiesisch) zu erwerben. Sie bestanden alle die Prüfung und meistens noch mit „gut".

Wörtlich heißt es dann weiter in der „Brücke": „Wir haben jetzt am Krauel nicht nur für jede Schule einen Lehrer mit Zeugnis für portugiesischen Sprachunterricht, sondern noch sogar etliche in der Reserve. Überhaupt haben sich in der Zeit unseres Hierseins 10 Lehrer zum Examen gemeldet, die auch alle das Zeugnis haben oder noch erhalten sollen. Hinzu kommen noch drei, denen die Berechtigung laut Abgangszeugnis aus der Schule zusteht. Das gibt zwar addiert die böse Zahl 13, allein zu Weihnachten kommt aus dem Lehrerseminar in São Leopoldo der 14. und nach einem weiteren Jahr der 15. heraus. Wir hätten dann reichlich genug für unsere 6 Elementarschulen, umsomehr als wir noch eine Reihe in Rußland geprüfter Lehrer unter uns haben, die für alle Fächer außer Portugiesisch einspringen könnten.

Deutschland

— H. Schröder, Deutschland, schreibt ein Buch über die völkische Herkunft der Mennoniten, in welchem er unter anderem folgendes ausführt:

Aus den von mir durchgearbeiteten Listen von Mennoniten, die gegenwärtig in Rußland leben, ergibt sich foglender prozentueller relativer Anteil der einzelnen Namen: Dyck, Dick und Dück 6,3% (Dyck führt in Rußland!). Klassen 4,4. Janzen und Jan 4,3. Wiebe 3. Friesen 3. Thießen 2,8. Wiens 2,2. Reimer 2,2. Peters 2,0. Derksen, Dirksen und Dirks 2. Töws 1,9. Martens 1,8. Enns und Ens 1,7. Fröse 1,5. Görtzen, Gertzen und Görz 1,5. Wall 1,5. Hiebert und Hübert 1,3. Epp 1,2. Isaak 1. Giesbrecht 0,9. Bergen und Bargen 0,9. Siemens 0,8. Willms 0,8.Pauls 0,8. Heinrichs 0,6. Ewert 0,4. Block 0,4. Esau 0,4. Abrahams 0,4. Harms 0,3. Boldt 0,3. Kornelsen 0,3. Obige 35 Namen, die in friesischen Gebieten oft vorkommen, machen nach dem von mir durchgearbeiteten Material, 55% der Mennoniten Rußlands aus. Folgende 35 sehr seltene Namen der Rußland-Friesen machen zusammen etwa 7% aus, Albrandt, Andres, Arends, Bestvater, Bonelis, Born, Buller, Bur, Niebuhr, Cornies, Daniels (0,2%), Elias, Falk, Fisch, Franz, Fransen, Garbrandt, Harmsen, Homsen, Höwner, Kampen von, Kliewer (0,3%), Konrad, Hooge, Kruse, Lammert, Lorenz (0,3%), Nießen von, Riesen von, Staß, Steffens, Tiardt, Wiebke, Willmsen, Zacharias."

An die Leser der Volkswarte.

Wir möchten uns noch einmal an diejenigen der Leser, die die Warte auch im nächsten Jahr halten wollen, mit der dringenden Bitte wenden, das Abonnementsgeld möglichst noch vor Neujahr einzuschicken. Wir nehmen an, daß unter den gegenwärtigen Abonnenten auch solche sind, die die Zeitschrift nicht mehr beziehen wollen, sie jedoch nicht abbestellen werden. Wir wollen das Blatt aber niemand zuschicken, der es nicht zu haben wünscht. Notgedrungen müssen wir zu solchen aber alle diejenigen zählen, die ihr Abonnement nicht rechtzeitig erneuert haben. Daraus ergibt sich, daß wir die Warte nur an solche Leser schicken, die ihre Bestellung erneuert und das betreffende Geld eingeschickt haben. Wir glauben, daß es in unser beiderseitigem Interesse ist, wenn wir uns über diesen Punkt von Anfang an klar werden. Diese unsere Handlungsweise wird, wie wir bestimmt erwarten, von keinem einsichtsvollen Leser dahin ausgelegt werden, daß es unsererseits an Vertrauen dem Leser gegenüber mangelt. Davon kann schon darum keine Rede sein, da die Bestellung auf die Warte immer nur auf ein Jahr gemacht wird, wie aus unserm Bestellzettel ersichtlich.

Von den Lesern, die die Warte nicht wieder halten wollen, hätten wir gerne eine kurze Mitteilung über die Gründe der Absage. Dabei könnten wir vielleicht vieles lernen, und in manchen Fällen könnte das zur Wiederaufnahme des Abonnements führen.

Wir haben noch eine größere Anzahl nichtverwendeter Bilder, die unter den früheren Bedingungen eingesandt wurden. Für sie bleiben jene Bedingungen in Kraft, d. i. für jedes Bild, das in der Warte erscheint, zahlen wir 25 c.; aber erst nachdem es erschienen ist, schreiben wir diese Summe auf die Warte gut, oder wenn diese bereits für 1936 bezahlt ist, schicken wir das Geld an den Einsender.

Wir möchten hier wiederholen, daß wir vorderhand für neue Bilder nicht mehr zahlen werden. Aber wir hoffen, daß Freunde und Förderer der Warte uns auch darohne geeignete Bilder zugehen lassen werden. Eine Ausnahme machen wir jedoch mit Südamerika und Uebersee, wohin wir nach wie vor einen Jahrgang der Warte für 5 brauchbare Bilder schikken.

Und nun zum Schluß
Fröhliche Weihnachten und
ein glückliches Neujahr!
und
Auf Wiedersehen in 1936!

Warte Verlag

